437. II

Zur Königlichen Bibliothek in Ansbach.

~~Zur [illegible] der~~
~~Studienstifts Bibliothek~~
1793
~~ist [illegible]~~

~~11 [illegible]/66a~~

11 [illegible]/66a

11 [illegible]/66a

Vater Hellwig unter seinen Kindern.

Zur
nützlichen und angenehmen Unterhaltung
in
Familie

C. W. Spie

Zweiter Theil.

Mit K

e

Vorrede.

Ich habe diesem zweiten Theile von Erzählungen nichts weiter hinzuzufügen, als die Bemerkung, daß ich sie eigentlich nicht für das frühere, sondern für das reifere Jugendalter geschrieben habe. Die Wahl der Gegenstände und die Form der Erzählungen müßten im ersteren Fall anders seyn, und es würde mir schwer gefallen seyn, darin unserm wackern Löhr nahe zu kommen. — Am liebsten würde ich dies Buch in den Händen von Jünglingen und Mädchen sehen, die sich in einem Alter von zwölf bis sechszehn Jahren befinden, und deren Geschmack durch geistlose Romanenleserei noch nicht verdorben ist. Ueberall habe

ich mich bemüht, die jungen Leser und Leserinnen an edle Worte und Vorstellungen zu gewöhnen, ihnen den Sinn für das Gute und Edle zu öfnen, und die der Jugend gebührende Achtung keinen Augenblick zu verletzen.

Von den Druckfehlern, die sich in den ersten Theil eingeschlichen haben, bitte ich nur auf der letzten Seite die wüthende Nemesis in die rächende zu verwandeln.

Inhalt.

Seite

Sechszehnter Abend.

Die Unterbrechung. Jakobs Wanderung nach der Stadt. – – – 1

Siebenzehnter Abend.

Fortsetzung. Jakobs Ankunft in der Hauptstadt. Seine Lehrjahre, Flucht und Reisen. – – – – 16

Achtzehnter Abend.

Beschluß. Jakob in Frankreich, in der Schweiz und Italien. Eine neue Laufbahn. Das Wiedersehn. – 29

Seite

Neunzehnter Abend.

Sebastian Cabots Reise nach dem Rio de la Plata. Erste Niederlassungen der Europäer an diesem Fluße. - 51

Zwanzigster Abend.

Fortsetzung. Unerwartetes Zusammentreffen. Cabots Rückreise nach Spanien. Nunjo de Lara. Verrätherei der Timbuesen. Hurtado. Moschera. 64

Ein und zwanzigster Abend.

Bogislav X. Herzog von Pommern. - 78

Zwei und zwanzigster Abend.

Der Lootse Sören Nabben. - - 92

Drei und zwanzigster Abend.

Der Schiffbruch. - - - 106

Seite

Vier und zwanzigster Abend.

Das Weihnachtsfest in der Familie Thalheim. - - - - 120

Fünf und zwanzigster Abend.

Die Strafe bleibt nicht aus, oder die Sprache der Geschichte. - - 138

Sechs und zwanzigster Abend.

Fortsetzung und Beschluß der vorigen Geschichte. - - - - 151

Sieben und zwanzigster Abend.

Geschichte der Prinzessin Pakahontas aus Amerika. - - - - 169

Acht und zwanzigster Abend.

Heinrich von Feldheim, oder der Unbeständige. - - - 187

Seite

Neun und zwanzigster Abend.

Beschluß der vorigen Geschichte. – – 205

Dreißigster Abend.

Edmund und Karl, oder das unverhofte Wiedersehen. – – – 230

Auch auf das Gemüth der Kinder machte dieser herrliche Abend einen wohlthätigen Eindruck und sie riefen einmal über das andere: "Ach wie schön ist es hier! Wie prächtig geht „die Sonne dort unter! Wie herrlich singen „die Vögel! Ließe nur der gute Vater nicht „so lange auf sich warten.„ Ihre Freude würde vollkommen gewesen seyn, hätten sie ihn in ihrer Mitte gehabt. Aber bange Besorgniße stiegen in ihrer Seele auf, ob er nicht vielleicht krank geworden, ob nicht der Wagen umgeworfen, oder ihm sonst ein anderes Unglück begegnet sey. Er war sonst so zuverläßig in seinen Versprechungen und ließ sich nicht leicht von seinem Vorhaben abbringen. Etwas Bedeutendes muste also vorgefallen seyn.

Noch riethen sie auf dies und jenes umher, und die Mutter war schon entschlossen, nach dem Dorfe zurückzukehren und nach Hause zu fahren: da sahen sie aus der Ferne einen Wagen herangerollt kommen und wie aus einem Munde erscholl es: "der Vater! der Vater!„ Der Wagen kam näher und sie erkannten allmählig die Farbe desselben, die munteren Braunen und den

rüstigen Johann. Da liefen sie mit freudigem Geschrei den Berg hinab auf den Wagen zu, und riefen dem Vater ein lautschallendes: "willkommen! willkommen!„ entgegen.

Der Vater wurde durch den Anblick seiner Gattinn und Kinder aufs angenehmste überrascht, stieg schnell aus dem Wagen und bewillkommnete sie alle mit herzlicher Liebe. — Wer so glücklich ist, im Schooß einer Familie zu leben, deren Mitglieder durch die Bande der innigsten Liebe und des Vertrauens vereinigt sind, und denen häusliches Glück mehr werth ist, als alle Freude und Lust der Welt, der wird sich einen Begriff machen können von der herzlichen Freude, die alle bei diesem glücklichen Wiedersehn belebte. Es war, als hätte man sich seit Jahren nicht gesehn, so groß war das Entzücken, so viel gab es zu fragen und zu antworten. Nichts so Kleines und Geringfügiges war in der Abwesenheit des Vaters vorgefallen, das ihm nicht treulich erzählt und von ihm mit großer Theilnahme angehört worden sey.

Eine neue Freude begann, als man zu Hause angekommen war und der Vater alle die

schönen Sachen auspackte, die er den Kindern mitgebracht hatte. Für Wilhelm hatte der Vater ein schönes silbernes Schreibzeug, für August einen sauber gebundenen Atlas, für Friederiken eine Sammlung leichter Klavierstücke und für den kleinen Eduard eine Laterna magica gekauft. Wem von Ihnen, meine jungen Leser, brauchte ich wohl die Freude zu schildern, welche jedes der Kinder beim Anblick der herrlichen Geschenke durchdrang?

Aber auch die Kinder überraschten den Vater durch Beweise des Fleißes sehr angenehm. Wilhelm hatte während der Zeit sehr eifrig im Comtor gearbeitet, und mit Hülfe des Buchhalters alles in guter Ordnung erhalten. August hatte einen sorgfältigen Auszug aus den gelesenen Reisebeschreibungen gemacht und nach größeren Charten die durchreiseten Länder aufgezeichnet. Friederike beschenkte den Vater mit einem halben Dutzend Vorhemden; die sie in seiner Abwesenheit für ihn sehr fein und sauber genähet hatte; und Eduard hatte den Dessauer-Marsch auf dem Klaviere spielen gelernt. Welch eine Freude für den guten Vater! O

möchten es doch alle Kinder recht überzeugend erkennen, daß es kein höheres Glück für Eltern giebt, als gute und wohlgerathene Kinder zu besitzen.

Noch einige Tage lang war der Vater bis spät in die Nacht beschäftigt, um die Briefe, welche sich unterdeß aufgehäuft hatten, zu beantworten. Dann aber ging's wieder hinaus nach dem Garten, wo der Vater seine Erzählungsstunden von Neuem mit folgender Geschichte eröfnete:

Jakob war der Sohn eines armen Pächters zu Huldheim, und zwar ein munterer rascher Knabe von einem guten Herzen und feurigem Geiste. Der Prediger des Orts hatte ihn gemeinschaftlich mit seinen eigenen Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen, im Lateinschen, in der Geschichte und Geographie unterrichtet. Obgleich der lebhafte Jakob nicht viel vom Stillsitzen hielt, so machte er doch in allen Stücken sehr schnelle Fortschritte; denn er begriff leicht und schnell und behielt das Erlernte sehr treu. Die Eltern hatten ihre Freude an ihm

und er wurde von allen seinen Spiel- und Jugendgenossen geliebt und geschätzt.

In seinem zwölften Jahre erlitt er durch den Tod seiner Mutter einen großen Verlust. Sie hatte ihn mit Sorgfalt und Liebe erzogen, und Jakob hegte stets zu ihr die größte Achtung und ein unbeschränktes Vertrauen. Er hat sie auch stets, sein ganzes Leben hindurch, mit frommer, kindlicher Liebe in seinem Herzen getragen und das Andenken an Sie gab ihm in traurigen und wehmüthigen Stunden Trost und Kraft. Man fühlt erst dann den hohen Werth einer Sache recht überzeugend und lebhaft, wenn man sie nicht mehr besitzt.

Dieser Verlust war für den armen Jakob in mehr als einer Rücksicht höchst schmerzhaft; denn als sich sein Vater wieder verheirathete, fand er in seiner Stiefmutter eine heftige, zornige Frau, die ihn mit Härte und Strenge behandelte, seine jugendliche Fröhlichkeit oft grausam störte und in seiner Lebhaftigkeit nur immer die Spuren von Muthwillen und Bosheit entdecken wollte. Er durfte die Spielplätze des Dorfs, ja selbst die Unterrichtsstunden des Pre-

digers, nicht mehr besuchen, sondern muste entweder die Gänse auf dem Felde hüten, oder die Leinewand auf der Bleiche bewachen. Jakobs lebhafter Geist suchte Beschäftigung, und der Strickstrumpf, den ihm die Mutter bei seinem langweiligen Geschäfte in die Hände gegeben hatte, war keine Arbeit für ihn. Er kletterte lieber die Bäume hinauf, um Vogelnester zu suchen, badete sich in dem benachbarten See und spielte mit seinen Kameraden, die er zu sich heraus beschieden hatte, Jagd oder Soldaten. So oft dies aber die zürnende Mutter erfuhr, bekam er tüchtige Schläge oder er muste hungrig zu Bette gehn.

Da er nun nie ein freundliches Wort von seiner Mutter erhielt, im Gegentheil unaufhörlich getadelt und bei seinen unschuldigsten Handlungen falsch beurtheilt wurde, so war es wohl sehr natürlich, daß sich in seinem Innern eine große Abneigung gegen seine Stiefmutter festsetzte, und daß er sich oft recht herzlich nach der Liebe seiner ersten Mutter zurücksehnte. Der Vater sahe die traurige Lage seines Sohnes recht gut ein, konnte sie aber nicht ändern, weil er den

Charakter seiner Frau nicht umzuwandeln vermochte, und weil er den Frieden des Hauses nicht stöhren wollte.

Der redliche Pfarrer des Dorfs nahm den herzlichsten Antheil an Jakobs Schicksal. Er hatte diesen wackern Knaben, wegen seiner Wißbegierde und seines guten Herzens, sehr lieb gewonnen und unterredete sich auf seinen Spaziergängen sehr oft mit ihm. Der arme Jakob eröffnete ihm sein ganzes Herz und bat ihn, mit Thränen in den Augen, um Milderung seiner unglücklichen Lage. Der Pfarrer ermahnte ihn zum stillen Dulden und zum strengsten Gehorsam gegen seine Mutter; auch versprach er ihm, mit seinem Vater über seine künftige Bestimmung zu reden. Damit er aber in seinen Kenntnissen nicht zurückkomme und für seinen Geist eine edle Beschäftigung finde, so gab er ihm mehrere Bücher zum durchlesen, was er mit dem, ihm von der Mutter aufgetragenen Geschäft, sehr gut verbinden konnte.

In einem dieser Bücher las Jakob einst folgende Geschichte: "Der kleine Hassan hatte eine sehr böse Stiefmutter, die ihn mit der

größten Härte behandelte und ihm gar kein jugendliches Vergnügen gestattete. In allen Stücken sah er sich seinen Stiefgeschwistern nachgesetzt, und wenn diese das ganze Herz der Mutter besaßen, so schien er ausgeschlossen zu seyn von aller mütterlichen Liebe. Jenen wurden alle Unarten nachgesehen und ihm auch die schuldloseste Handlung zum Verbrechen gemacht. Nicht damit zufrieden, daß die Mutter den guten Hassan wegen jedes kleinen Versehens sehr hart züchtigte, sie verläumdete ihn auch als einen bösen, arglistigen Buben bei seinem Vater, der wegen Handelsgeschäfte fast immer außer dem Hause war, und sich um die Erziehung seiner Kinder nur wenig bekümmern konnte.„

“Hassan trug sein trauriges Schicksal mehrere Jahre lang mit großer Geduld, und suchte jederzeit den Zorn der Mutter durch Gehorsam und zuvorkommende Aufmerksamkeit zu entwaffnen. Einmal aber, als ihn die Mutter wieder, einer Kleinigkeit wegen, sehr hart gemißhandelt hatte, beschloß er, zutrauungsvoll dem Vater seine ganze Lage zu entdecken. Er umfaßte seine Knie und erzählte ihm, unter tausend Thränen,

wie er im väterlichen Hause härter als der geringste Sklave behandelt werde, und wie er an seinem Körper die Spuren einer grausamen Behandlung trage.„

“Der Vater erstaunte, und im gerechten Zorn über die unnatürliche Mutter, drohte er, sie zu verstoßen. Da bat ihn der kleine Hassan flehend und dringend, dies nicht zu thun. “Und warum nicht? — fragte der Vater. „Willst du denn noch ferner so unmenschlich be„handelt seyn?„

“Ach, mein Vater — erwiederte Hassan, „— wenn du die Mutter verstießest, dann wä„ren auch meine Geschwister verwaiset und ver„lassen, und würden vielleicht auch einer hart„herzigen Stiefmutter zu Theil. So müßten „wir alle leiden, statt daß ich jetzt nur allein „leide.„

“Der Vater wurde von dem Edelsinn des Knabens bis zu Thränen gerührt. Er hob ihn auf, und drückte ihn mit Entzücken an sein Herz. Hierauf ließ er seine Gattinn rufen, und erzählte ihr, mit dem Ausdruck des Unwillens und der Rührung, was so eben zwischen ihm

und Hassan vorgefallen war. Die Mutter, so sehr sie auch ihr Herz gegen den braven Sohn verhärtet hatte, wurde doch von der edlen Denkungsart desselben tief gerührt. Sie beschloß, in Zukunft durch treue Mutterliebe wieder gut zu machen, was sie ihm bisher Uebles zugefügt hatte, und sie hat redlich Wort gehalten.„

Diese Geschichte machte auf Jakobs Herz einen tiefen Eindruck, und er beschloß, den Ermahnungen des Pfarrers und dem Beispiele des kleinen Hassan zu folgen, überall den Wünschen der Mutter zuvorzukommen und ihre Härte durch Liebe und Gehorsam zu besiegen. Die Stiefmutter war auch nicht so entartet, daß nicht Jakobs löbliches Betragen, und die herzlichen Vorstellungen des redlichen Pfarrers, ihren Sinn geändert und sie in ihrem Betragen gegen den Sohn milder und gerechter gemacht haben sollte. Jakobs Lage wurde um vieles erträglicher.

Als Jakob eingesegnet war, beschloß der Vater, ihn aus dem Hause zu thun, und bei seinem Bruder, der ein Tischler in der Hauptstadt war, in die Lehre zu geben. Jakob nahm

diesen Vorschlag mit Freuden an, denn schon längst hatte er sich fortgesehnt aus dem engen Bezirk seiner Heimath, hinaus in die freie Welt, oder nach der großen Königsstadt, von der er schon so viel Herrliches und Wunderbares gehört hatte. Der Vater schnürte ihm seinen Bündel, steckte ihm einige Thaler in die Tasche und entließ ihn mit der Warnung: Immer vor den Augen Gottes zu wandeln, und in keine Sünde zu willigen.

An einem schönen, angenehmen Herbstmorgen nahm der wackere Jakob von seinen Eltern und Geschwistern Abschied, ergriff den Wanderstab, und begleitet von tausend Segenswünschen, marschirte er wohlgemuthet zum Dorfe hinaus. Es war gerade ein Sonntag und alles auf dem Felde still und einsam. Jakob bestieg einen nahe liegenden Berg, von dem er weit um sich her schauen und die ganze Gegend übersehen konnte. Es ward ihm doch warm ums Herz, und eine Thräne der Wehmuth preßte sich aus seinen Augen, als er das liebe Huldheim mit seinen reizenden Umgebungen vor sich liegen sah, und der glücklichen Jahre der Kindheit, und

der tausendfachen Freuden gedachte, die er hier genossen hatte.

Es wurde eben zur Kirche geläutet, und dies erweckte in Jakobs Brust ganz eigene Empfindungen. Sein Geist erhob sich zu dem höchsten, unsichtbaren Regierer menschlicher Schicksale. Er sollte sich jetzt losreißen von dem, was ihm bisher so theuer gewesen war und einer ungewissen Zukunft entgegen gehn. Noch kannte er die Menschen nicht, mit denen er wieder in Verbindung treten sollte, und wie es ihm in der großen, geräuschvollen Königsstadt gehen würde, das wußte nur die allwaltende Vorsehung. Da gedachte er der Worte des redlichen Pfarrers, die er ihm beim Abschiede sagte:

"Was dir auch auf deiner künftigen Lebensbahn begegnen mag, halte fest an dem Glauben an Gott, der alle unsre Schicksale mit Weisheit lenkt. Wenn dich auch Unglücksfälle treffen und alle Menschen, ja Vater und Mutter selbst verlassen sollten, dennoch wird Er dich nicht verlassen und auch in Leiden väterlich für dich sorgen. Noch lächelt dich das Leben heiter an und die Zukunft ist für dich in einem rosenfarbenem

Schleier gehüllt. Alles erscheint dir noch in dem schönen Lichte der Freude, und du hältst noch jede Sache für das, wofür sie dir äußerlich erscheint. Aber du wirst nur zu bald die Erfahrung machen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, und daß es im menschlichen Leben auch viele trübe und traurige Stunden giebt. Was aber auch über dich kommen mag, du wirst alles ruhig ertragen können, wenn du Frieden in deinem Herzen hast und mit Gott in einem glücklichen Einverständniß lebst. Darum thue recht und scheue Niemand.„

Der treffliche Pfarrer hatte diese Worte mit solcher Innigkeit und Wärme gesprochen, daß sie den guten Jakob mächtig ergriffen und einen bleibenden Eindruck auf sein, für alles Gute so empfängliches Herz gemacht hatten. Er wiederholte sich jetzt jene Worte und gelobte Gott, unter dem großen blauen Himmelszelte, der Tugend treu zu bleiben und sich nicht zum Bösen verführen zu lassen. Er fühlte sich von hohen, seligen Gefühlen durchdrungen und ging nun seinem künftigen Schicksale mit ruhigem Muthe entgegen.

Siebenzehnter Abend.

Fortsetzung.

Jakobs Ankunft in der Hauptstadt. Seine Lehrjahre, Flucht und Reisen.

Am dritten Tage kam Jakob in der Hauptstadt an, und wurde durch die breiten, langen Strassen, durch die hohen, schöngeschmückten Häuser, durch das regsame Leben und die kostbaren Sachen, die allenthalben zur Schau ausgestellt waren, nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Alles war ihm so neu und befremdend, und er konnte es mit dem, was er bisher gesehen und gehört hatte, gar nicht in Vergleichung bringen. Eine Zeit lang überließ er sich ganz seinen Empfindungen, und gab sich allen den Eindrücken hin, welche die neuen Umgebungen auf ihn machten. Aber der Tag neigte sich schon zu Ende; Jakob hatte heute einen weiten Weg gemacht

macht und zwar ziemlich hungrig. Er fragte deshalb nach der Strasse, in der sein Onkel wohnen sollte, und er mußte noch lange gehen, ehe er dorthin kam. Endlich erreichte er dieselbe, und auch das Haus seines Onkels wurde ihm gezeigt.

Es ward ihm doch sonderbar zu Muthe, als man ihm sagte: "dort wohnt er!„ Es war ein Gemisch von Angst und Freude, von Furcht und Hoffnung, das seine Empfindungen in Bewegung setzte. "Wie wird man dich aufnehmen? Was für Tage wirst du in diesem Hause erleben?„ — Dies waren die Fragen, die sich ihm unwillkürlich aufdrangen.

Er trat hinein, und auf die Erkundigung nach seinem Onkel, führte man ihn zu einem Mann, dessen Aeusseres viel Abschreckendes hatte. In seinem Gesichte lag etwas Rauhes und Mürrisches und Jakob versprach sich nicht viel Gutes davon. Er sagte auch seinem Vetter wenig Erfreuliches, und wies ihm, nach einem kurzen Empfang, sein Kämmerchen an. Desto freundlicher war die Tante des neuen Hausgenossen. Sie hieß ihn herzlich willkommen, machte

ihm eine warme, wohlschmeckende Suppe und erkundigte sich mit vieler Theilnahme nach seinen bisherigen Schicksalen.

Am folgenden Morgen machte ihn der Meister mit seinen künftigen Geschäften bekannt und Jakob legte mit willigem Muthe Hand ans Werk. Er war äußerst dienstfertig, und was er seinem Lehrherrn nur an den Augen absehen konnte, that er mit Freuden. Eben so bereitwillig ging er seiner Tante in der Wirthschaft zur Hand, kam, wenn er ausgeschickt wurde, sehr bald zurück und verrichtete jeden Auftrag gut und genau. In der Werkstätte gab er auf alles sorgfältig acht und ließ sich selten etwas zweimal sagen. Kurz, er betrug sich so löblich, daß ihn die Frau Meisterin recht lieb gewann und jeder Andere, nur nicht sein mürrischer Meister, mit ihm vollkommen zufrieden gewesen seyn würde.

Meister Lehnhard (so hieß Jakobs Onkel und Lehrherr) war ein strenger barscher Mann, der bei der geringsten Veranlaßung leicht in Zorn gerieth und den kleinsten Fehler sehr hart bestrafte. Schon in den ersten Wochen muste der

arme Jakob die Schwere seines Armes fühlen, denn so treu und eifrig er auch in seinem Dienste war, so versah er doch wohl bisweilen etwas, und das ging ihm nie ungeahndet hin. Lehnhard gehörte zu der Klasse von Menschen, die sich von einer unzeitigen Hitze sehr leicht zu Uebereilungen hinreißen lassen, die aber das Gethane in der Stunde ruhiger Besonnenheit wieder gut zu machen suchen. Wenn er deshalb gegen den ehrlichen Jakob zu strenge gewesen war, so suchte er ihn durch kleine Gunstbezeugungen für die erlittene Strafe zu entschädigen, und das söhnte dann den guten Knaben mit seinem Meister wieder völlig aus. — Aber, meine guten Kinder, man muß sich nie von seinem Zorne überwältigen lassen und nie etwas thun, was man nachher bereuen muß. Nicht jedes zugefügte Unrecht läßt sich wieder gut machen und eine geschehene Handlung ist mit allen Schätzen der Erde nicht wieder zurückzukaufen.

Zwei Jahre lang hatte Jakob in dem Hause seines Onkels gelebt und sich wegen seines guten Betragens die Liebe aller seiner Bekannten erworben. Es that ihm aber doch wehe,

daß er den Zorn seines Herrn öfters so unverdienterweise empfinden und bei den unschuldigsten Handlungen bittere Vorwürfe hören mußte. Zwar hatte er sich schon in seinem vorigen Verhältniße zu seiner Stiefmutter an eine ähnliche Behandlung und an ein stilles Dulden gewöhnt; aber dennoch sehnte er sich oft recht herzlich nach einer weniger drückenden Lage. Auszuharren, bis er Gesell werden und — was er so sehr wünschte — in die Fremde gehen könnte, schien ihm fast unmöglich. Drei Jahre lang hätte er dann noch in dem Hause seines strengen Onkels bleiben und ohne Murren ertragen müßen, was jetzt schon jede Freude aus seinem Herzen verscheuchte. Doch würde er vielleicht, eingedenk der Lehren des redlichen Pfarrers, glücklich ausgehalten haben, wenn ihn nicht ein Zufall aus dem Hause des Onkels vertrieben und seinem Schicksal eine ganz andere Richtung gegeben hätte.

Jakob erhielt nämlich an einem Sonntags-Nachmittage von seinem Meister, der mit seiner Frau eine Spazierfahrt nach einem nahegelegenen Dorfe gemacht hatte, den Auftrag, aus zerstoße-

nem Bernstein, gebranntem Zucker, Baumöl und anderen theuren Ingredienzien einen glänzenden Firniß zu kochen. Das schien für den, unter einem beständigen Druck lebenden Jakob eine herrliche Gelegenheit, einmal recht frei und fröhlich athmen und einen angenehmen Nachmittag ungestört genießen zu können. Sobald also seine Herrschaft das Haus verlassen hatten und die Gesellen ihrem Vergnügen nachgegangen waren, ging er zu einem Bücherverleiher und holte sich ein interessantes Buch zum Lesen. Ein Vergnügen, auf das er seit so langer Zeit hatte Verzicht leisten müßen.

Nun machte er in dem Kamin der Werkstätte ein Feuer an, that die vorbenannten Sachen in einen Tiegel und unterdeß sich diese langsam erweichten, setzte er sich mit seinem Buche ans Fenster. Es las mit so vieler Theilnahme, daß er alles um sich her vergaß und an seinen Tiegel gar nicht mehr dachte. Die Masse war unterdeß zusammengekocht, siedete hoch auf, überstieg den Rand des Tiegels und lief ins Feuer. Da es lauter brennbare Sachen waren, so fingen sie auf der Stelle Feuer und die Flam-

me loderte hoch auf. Auch die Hobelspäne und das nahe liegende Holz wurden ergriffen; und das alles war das Werk eines Augenblicks.

Wer beschreibt den Schreck des armen Jakobs, als er das heftige Feuer erblickte! Wie vom Blitz getroffen stand er da. Doch besann er sich bald, lief eilends nach der Küche, holte einen Eimer mit Wasser und goß dies in die lodernde Flamme. Diese wurde zwar dadurch gelöscht; aber nun war auch der Firniß entweder in Rauch aufgegangen, oder zu Kohle gebrannt. Die schreckliche Strafe, die er für diese Nachläßigkeit von seinem strengen Meister zu erwarten hatte, erfüllte ihn mit einer unbeschreiblichen Angst. War er bisher schon für kleine Vergehungen so hart gezüchtigt worden, was mußte er nun nicht jetzt von der Wuth seines Herrn befürchten?

Da fuhr ihm der Gedanke wie ein Blitzstrahl durch die Seele, davon zu laufen und in die weite Welt zu gehen. Ohne diesen raschen Entschluß in weitere Ueberlegung zu ziehen, führte er ihn sogleich aus, packte in aller Eil einige Wäsche und Kleidungsstücke zusammen, ver-

schloß alle Zimmer sorgfältig und wanderte dann eiligst zum nächsten Thore hinaus. Den Hausschlüssel hatte er an einen der Nachbarn abgegeben, mit der Bitte, ihn seiner Herrschaft einzuhändigen, wenn diese während seiner Abwesenheit nach Hause kommen sollte.

Nachdem Jakob die Stadt schon weit hinter sich hatte, fragte er sich erst: aber wohin willst du nun? und was wirst du beginnen? Er hatte nur zwölf Groschen bei sich, die er einst als Biergeld erhalten und aufbewahrt hatte. Wie weit wollte er damit kommen? Das Mitleid anderer Leute anzuflehen, dazu hätte er sich nie entschließen können, und in das väterliche Haus zurückzukehren, war ihm eben so unmöglich. So wandelte er, in Gedanken verloren, die große Landstraße entlang, bis sich die Sonne zu ihrem Untergange neigte. Sie leuchtete ihm auf seinem Wege so freundlich und hofnungsvoll; die Vögel sangen so fröhlich im reinen Luftraum; alles um ihn her war so friedlich und wohlgemuthet. Das machte auch sein Gemüth heiter, und wenn gleich das Gefühl des Unrechts, heimlich und verstohlen seinen Onkel davon gelaufen zu

seyn, sein Gewissen ängstigte, so suchte er doch seinen Schritt mit dem vielfach erlittenem Unrecht zu besänftigen.

Schon fing die Dämmerung des Abends an, ihren leichten Schleier über die Natur auszubreiten, als er in ein Dorf kam, wo sich die ländliche Jugend auf einem grünen Rasenplatze, durch Spiel und Tanz belustigte. Ermüdet setzte er sich auf eine Bank, sah dem munteren Spiele zu und träumte sich mit einer wehmüthigen Freude in jene glücklichen Jahre zurück, in denen er sich eben so sorgenfrei dem schönen Triebe zur Freude hingegeben hatte. Er dachte an seinen guten Vater und an den redlichen Pfarrer, und an den Kummer, den er ihnen durch seine Flucht bereiten würde. Das machte ihn wieder recht traurig. Doch mit dem Entschluß, in der nächsten Stadt irgend ein ehrliches Unterkommen zu suchen und dann beide wegen dieses Schrittes schriftlich um Verzeihung zu bitten, legte er sich im Wirthshause auf eine Streu schlafen, nachdem er seinen Hunger durch ein ärmliches Abendbrot gestillt hatte.

Früh mit der ersten Morgenröthe machte er sich wieder auf den Weg. Es war ein heißer Tag und mancher Schweißtropfen rann ihm die Stirn herab. Gegen Mittag ruhete er in einem Dorfe aus, setzte sich unter eine schattige Linde und verzehrte sein Butterbrot. Da kam ein schöner Reisewagen herbeigerollt, ein Herr, mit einem Stern auf der Brust, stieg aus, und Jakob hörte, wie er seinem Bedienten befahl, ein kleines Mittagbrot zu bereiten und die Schwüle des Mittags vorübergehen zu lassen, ehe man wieder anspannte. Hierauf kam er auf die Linde zu, deren kühlender Schatten ihn wahrscheinlich zum Niederlassen einladen mochte.

Jakob hatte sein Butterbrot verzehrt, und saß, dem Kopf auf den Arm gestützt, sehr traurig und niedergeschlagen da. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit des Fremden. Dieser ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn nach dem Zweck seiner Reise und nach der Ursach seiner Traurigkeit. Der Ton seiner Sprache, der sehr viel Theilnahme und nicht bloße Neugierde verrieth, und die Züge seines Gesichts, die Zutrauen erweckten, gaben dem bekümmerten

Jakob Muth und Herz, dem Unbekannten die Schicksale seines Lebens bis auf den gegenwärtigen Augenblick, freimüthig und furchtlos zu erzählen. Die Offenheit und Arglosigkeit seiner Miene, die Treuherzigkeit seiner Rede und das Wahrscheinliche in der Erzählung selbst, ließen dem Fremden keinen Zweifel übrig, daß der Knabe die Wahrheit rede, und nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens fragte er ihn: "Willst du bei mir in Dienste treten? Ich werde dich mit Kleidungsstücken und Wäsche hinlänglich versehn; du bekommst Essen und Trinken, so viel du bedarfst und einen Lohn, mit dem du zufrieden seyn wirst."

Jakob nahm diesen Vorschlag mit tausend Freuden an, dankte dem fremden Herrn mit Thränen im Auge und gelobte die strengste Treue und den willigsten Gehorsam. Darauf rief der Herr seinen Bedienten zu sich, stellte ihm seinen neuen Kameraden vor und ermahnte sie zur brüderlichen Verträglichkeit. Den Jakob hieß er ins Wirthshaus gehen und sich recht satt essen. Hier erfuhr er denn auch, daß sein Herr ein Graf und reicher Gutsbesitzer sey, von Wal-

benfels heiße und zur Bekräftigung seiner wankenden Gesundheit eine Reise nach Frankreich, nach der Schweiz und Italien machen wolle.

Jakob fühlte sich in seiner neuen Lage unbeschreiblich wohl und dankte der göttlichen Vorsehung mit gerührtem Herzen für diese glückliche Wendung seines Schicksals. Was konnte für seinen lebhaften Geist und für seine rege Wißbegierde, die so lange unbefriedigt geblieben war, erfreulicher seyn, als auf eine so angenehme und bequeme Art die Welt zu durchreisen, fremde Städte und Länder zu sehen, und deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen? Die mannigfachen Kenntnisse, die er sich in seinen früheren Jahren eingesammelt hatte, kamen ihm jetzt vortrefflich zu statten. So vieles von dem, was er sich in der Geschichte und Geographie mit geschäftiger Einbildungskraft ausgemalt hatte, lag jetzt in der Wirklichkeit vor ihm und überraschte ihn oft aufs angenehmste. Von manchen Gegenständen, von denen er bisher nur dunkle und verworrene Begriffe gehabt hatte, bekam er eine richtige und deutliche Vorstellung. Und wie viele

ganz neue Gegenstände aus der Natur und Menschenwelt traten ihm vor die Augen und wirkten sehr wohlthätig auf die Bildung seines Geistes.

Dem Grafen von Waldenfels, der selbst ein gebildeter, kenntnißreicher Mann war, gefiel die Wißbegierde seines Dieners, und er nahm ihn allenthalben mit, wo es nur etwas Merkwürdiges zu sehen gab. Da Jakob zugleich in seinem Dienste sehr treu und gewissenhaft war, auf alle Winke seines Herrn lauschte und sich zu allen Geschäften geschickt bezeigte, so gewann ihn sein Herr sehr lieb, schenkte ihm sein völliges Vertrauen, und behandelte ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen. Darüber war sein Kamerad sehr unzufrieden, und da er zugleich eine große Sehnsucht nach Frau und Kindern fühlte, die er in seiner Heimath hatte zurücklassen müssen, so bat er um seinen Abschied, den er auch erhielt. Jakob ersuchte seinen Herrn, keinen Bedienten weiter anzunehmen, und ihm alle Geschäfte, deren überdem nicht viele waren, allein zu überlassen. Und so strebte er nun mit verdoppeltem Eifer nach der Zufriedenheit seines Herrn.

Achtzehnter Abend.

Beschluß.

Jakob in Frankreich, in der Schweiz und Italien. Eine neue Laufbahn. Das Wiedersehn.

Unsere Reisenden kamen zu jener merkwürdigen Zeit nach Paris, als das französische Volk den blutigen Kampf für ihre Freiheit vollendet hatte, und das neuerworbene Vaterland nur noch gegen auswärtige Beeinträchtigungen vertheidigte. Der Graf von Waldenfels war nicht gesonnen, sich in dieser Hauptstadt der Welt länger aufzuhalten, als zu einer näheren Bekanntschaft mit den Werken der Kunst nöthig war; denn das tumultuarische Leben und das Andenken an die schrecklichen Greuelthaten, die noch vor Kurzem an diesem Orte ausgeübt worden waren, und von denen man noch allenthalben schauderhafte Spuren sah, machten ihm den Aufenthalt in Paris höchst unangenehm.

Jakob machte hier die Bekanntschaft mit einem Deutschen, Namens Ebeling, der schon seit langer Zeit in Frankreich einheimisch war, und in der Folge einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal seines Lebens bekam. Jakob hatte ihn wegen seines heiteren fröhlichen Sinns, wegen seiner guten deutschen Denkungsart und wegen der vielen Gefälligkeiten, die er ihm in der großen unbekannten Stadt erwies, sehr lieb gewonnen. Ebeling war ehedem auch einem vornehmen Deutschen nach Paris gefolgt, mit ihm aber nicht wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, weil er sich hier sehr glücklich und vortheilhaft verheirathet hatte. Jetzt verschaffte er sich seinen Unterhalt dadurch, daß er reisenden Deutschen in Paris als Führer diente. Auf diese Weise war er auch zu der Bekanntschaft mit unserm Jakob gekommen, und dieser, höchst erfreut, in der ihm ganz fremden Stadt einen Mann zu finden, mit dem er sich in seiner Muttersprache unterhalten konnte, schloß sich bald vertrauungsvoll an ihn an. Beide schieden nach einer zweimonatlichen Bekanntschaft nicht ohne Thränen von einander. Daß sie sich in ihrem

Leben je wiedersehen würden, durften sie wohl damals nicht hoffen.

Der Herr von Waldenfels durchreisete hierauf die Schweiz und hier öfnete sich dem staunenden Jakob eine ganz neue Welt. Wie mächtig zogen ihn die hohen, ehrwürdigen Gebürgsmassen, und die stillen, friedlichen Thäler, welche sie einschlossen, an! Wie ergriff ihn die edle Einfalt der Sitten und der ruhige männliche Charakter der biederherzigen Schweizer! Vieles war ihm noch aus der Geschichte der Schweiz, die ihn der Pfarrer zu Huldheim gelehrt hatte, bekannt, und er betrachtete mit Begeisterung die Oerter, wo jene drei wackeren Männer den Bund der ewigen Freiheit gegründet, wo ein Wilhelm Tell, ein Rudolph von Erlach, ein Winkelried und Reding gelebt und gewandelt und für ihr theures Vaterland gefochten hatten. Jakob mußte seinem Herrn auf dieser Reise Johann von Müllers Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft vorlesen, und die Stunden, wo er dies durfte, gehörten zu den glücklichsten seines Lebens.

Nachdem Waldenfels die Schweiz durchreiset hatte, hielt er sich sechs Monate lang zu Veray, einem lieblichen, freundlichen Orte am Genfersee, auf, und Jakob konnte in der Folge nie ohne Wehmuth und Entzücken von diesen himmlisch schönen Monathen sprechen. Welch ein Genuß, wenn er mit seinem Herrn an einem schönen kühlen Sommerabend über die spiegelhelle Fläche des ruhigen Sees hingleiten konnte. Von allen Seiten war das reizende Ufer von tausend Dörfern und Städten, von herrlichen Gärten und Weinbergen umschlossen. In der Ferne ragten die grauen Nebelberge der Alpen hervor, an welchen sich die Strahlen der untergehenden Sonne schönfarbig brachen. Von allen Orten her ertönte Gesang und Musik zum fröhlichen Tanz glücklicher Menschen. Und diese Menschen so gut und arglos, so zuvorkommend und freundlich. Dazu der heitere blaue Himmel, und der Geist der Ruhe und des Friedens, der über die ganze Gegend ausgegossen zu seyn schien. Welches fühlende Herz hätte da nicht zur höchsten Freude hingerissen werden sollen!

Von der Schweiz aus wurde die Reise nach Italien angetreten; aber leider fand sich der brave Jakob hier in seinen frohen Erwartungen schmerzhaft getäuscht. Sein Herr, dem er mit so viel Liebe und Treue ergeben war, und an dessen Wohlsein seine ganze Glückseligkeit hing, wurde zu Pisa, wo er die berühmten Bäder gebrauchen wollte, sehr krank und litt gewaltig. Ueber diesen Unglücksfall tief betrübt, bediente Jakob seinen Herrn mit der größten Sorgfalt, wich nicht von dessen Lager, reichte ihm die Medicin selbst und lauschte auf jeden seiner Winke. Er wollte sogar nicht zugeben, daß ein Anderer die Nächte über bei dem Kranken wachen durfte. Nur auf einige Stunden zollte er der Natur ihren Tribut, und mit neuen Kräften gestärkt, lebte er dann ganz wieder der Sorge für seinen Herrn.

Dieser wurde über die treue Anhänglichkeit seines Dieners tief gerührt und als er merkte, daß die Gewalt der Krankheit mit jedem Tage wuchs und seine Kräfte immer merklicher dahin schwanden, der Tod also unvermeidlich schien, so ließ er ein Testament aufsetzen, worin er seinen

Verwandten alle seine Güter, dem treuen Jakob aber alles Geld, was er so wohl baar, als in Wechseln bei sich führte, seine Kleidungsstücke, Uhren, Ringe und andere Kostbarkeiten, kurz alles, was er nur auf der Reise bei sich hatte, nebst einem kleinen Vorwerke in seinem Vaterlande, vermachte. Davon wußte der wackere Jakob kein Wort; aber er war untröstlich, als er erfuhr, daß sein Herr ein Testament gemacht und der Arzt alle Hofnung zur Rettung aufgegeben habe.

Drei Tage darauf erfolgte der Tod des Grafen von Waldenfels, und durch diesen harten Schlag des Schicksals war Jakob wie betäubt. Er hatte den Grafen geliebt und geehrt, wie seinen eigenen Vater; denn er war so gütig und liebevoll gegen ihn gewesen, und hatte ihn nicht wie seinen Diener, sondern wie seinen Sohn und Freund behandelt. Jetzt stand er nun wieder in der großen Welt verlassen und allein da, in einem unbekannten Lande, dessen Sitten und Sprache ihm fremde waren, so weit von seinem Vaterlande und seiner lieben Heimath. Als die Gerichte das Testament eröfneten und dem un-

glücklichen Jakob das Vermächtniß seines entschlafenen Herrn bekannt machten, da ward er zur tiefsten Rührung hingerissen und blickte mit Thränen des Danks zu dem Vollendeten hinauf. Jetzt konnte er nun auch der Zukunft mit mehr Vertrauen und Hoffnung entgegen gehen.

Hätte er nur in sein Vaterland zurückkehren und von seiner Erbschaft Besitz nehmen können; aber eben zu jener Zeit war die Flamme des Krieges in dem südlichen Theil von Deutschland, in der Schweiz und in Italien wieder ausgebrochen, und Reisende konnten die Heerstraßen nicht passiren, ohne Gefahr zu laufen, angefallen und ausgeplündert zu werden. Die Franzosen drangen mit unwiderstehlicher Gewalt in Italien ein, und die Oestreicher zogen sich immer weiter zurück. Auch Pisa wurde von den letzteren geräumt und von den ersteren besetzt.

Wie erstaunte Jakob, als er einst an der öffentlichen Tafel des Gasthofes, wo er logirte, unter mehreren französischen Offizieren auch seinen alten Freund Ebeling bemerkte. Die Freude des Wiedersehns war für beide unbeschreiblich groß. Jakob erzählte seinem Freunde

den schmerzhaften Verlust, den er erlitten hatte, und fragte ihn mit Verwunderung: wie er denn zu Militärdiensten und zu dem Range eines Offiziers gekommen sey?

"Mich traf bei der Konskription das Loos„ — erwiederte Ebeling auf diese Frage —, "und „ich wurde, weil ich mit Pferden sehr gut umzugehen weiß, bei einem Husarenregimente an„gestellt. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich „bei mehreren kleinen Gefechten auszuzeichnen „und erhielt nach der letzten Schlacht den Rang „eines Lieutenants. Ich dächte, alter Freund„ — fuhr er nach einiger Zeit fort, — "du ver„suchtest auch dein Heil als Soldat. Du stehst „hier so allein und verlassen da, gehörst in die„sem fremden Lande Niemanden an, befindest „dich in den schönsten Jahren deiner männlichen „Kraft, und bist so fern von deinem Vaterlan„de, zu dem du jetzt mit deinem Erbtheil doch „nicht gelangen kannst, so fern von deinen El„tern, die vielleicht auch nicht mehr leben. Du „kannst dir Ruhm und Ehre erwerben und bei „deiner Redlichkeit und Rechtlichkeit viel Gutes „befördern und viel Böses verhindern.„

Lange trug Jakob Bedenken, den Vorschlag seines Freundes anzunehmen; aber das wiederholte Zureden seines treuen Freundes, das Verführerische seiner Ueberredungsgründe, sein eigener rascher, feuriger Sinn, der durch den Jubel, der die siegreiche Armee umgab, noch mehr angeregt wurde: das alles bestimmte ihn zuletzt zu dem Entschluß, bei den Franzosen, die damals noch die gute und gerechte Sache ihres neuerkämpften Vaterlandes vertheidigten, Kriegsdienste zu nehmen. Vorher aber verkaufte er die von seinem Herrn ererbten Uhren, Ringe, Kleidungsstücke u. s. w. und deponirte all sein baares Geld — zusammen neuntausend Thaler — bei einem reichen Banquier. Er traf auch durch ein Testament die Veranstaltung, daß im Fall seines Todes dies Geld und das kleine Vorwerk in seinem Vaterlande an seine Eltern und Verwandte fiel.

Ebeling wußte ihm bei seiner Kompagnie die Stelle eines Unteroffiziers zu verschaffen, und so überließ sich nun der neue Krieger blindlings der Führung seines Glückstern. Das Geräusch der Waffen, die täglichen Gefechte, die man mit

dem sich zurückziehenden Feinde hatte, und die unablässige Thätigkeit, in der sich Jakob befand, ließen ihn gar nicht zur Besinnung kommen. Anfangs schauderte er vor den Greueln, die im Gefolge des Krieges sind, in der Folge aber benutzte er das Ansehn, das er sich bei seinen Kameraden zu verschaffen wußte, um sie von manchen Ausschweifungen und gewaltsamen Handlungen zurückzuhalten. Die Klugheit und Tapferkeit, die er bei mehreren Gelegenheiten bewiesen, und von der auch eine große Narbe, die quer über das Gesicht wegging, zeugte, hatte ihn zu der Würde eines Offiziers erhoben, der er auch in jeder Rücksicht Ehre machte.

Nach glücklich beendetem Kriege mußte das Regiment, zu welchem Jakob gehörte, zur Sicherheit des Landes in Neapel zurückbleiben. Ansehnliche Räuberbanden und ganze Heere von Banditen durchzogen zu jener Zeit das Königreich, überfielen die Reisenden mit bewaffneter Hand und beraubten sie. Eben so wenig waren die reichen Gutsbesitzer und die ruhigen Bewohner des Landes ihres Lebens und Eigenthums gewiß. Wenn jene Räuberhorden verfolgt wurden,

so zogen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, die sie in den unwegsamen Gebürgen hatten. Bei einem nächtlichen Streifzug, den Ebeling mit seinen Leuten gegen diese Meuchelmörder unternahm, war er so unglücklich, sein Leben einzubüßen. Dieser Verlust eines so theuren Freundes erfüllte unsern Jakob mit einem großen Schmerz, und er schwor den Mördern desselben eine empfindliche Rache. Durch schlaue und zuverläßige Kundschafter erfuhr er den Ort ihrer nächtlichen Zusammenkünfte, und er war so glücklich, in einer Nacht hundert und achtzig solcher Nichtswürdigen gefangen zu nehmen. Durch die Aussage mehrerer dieser Gefangenen wurde er in den Stand gesetzt, auch den übrigen Räubern und Banditen auf die Spur zu kommen, und in der Zeit von einigen Monaten war das Land von diesem Ungeziefer gereinigt. Jakob erwarb sich dadurch den Rang eines Hauptmanns, den Orden der Ehrenlegion und vom König von Neapel ein Geschenk von sechstausend Thalern.

Er blieb nun so lange in Neapel, bis ihn der letzte, für unser Vaterland so unglückliche Krieg, mit seinem Regimente nach Deutschland

rief. Die Nachrichten, die er von dem traurigen Schicksal seines Geburtslandes erhielt, schmerzten ihn tief; denn er gehörte nicht zu den Gedankenlosen, die den Untergang ihres alten ehrwürdigen Vaterlandes mit Gleichgültigkeit ansahen, und wenn er gleich im französischen Heere für Frankreich gekämpft hatte, so floß doch noch ächt deutsches Blut in seinen Adern. Je mehr er sich dem heimathlichen Lande näherte und die vaterländische Luft einathmete, um so unruhiger pochte sein Herz. Er fing an, sich bittere Vorwürfe zu machen, daß er seine Eltern und den würdigen Pfarrer über sein Schicksal so lange in Ungewißheit gelassen hatte. Zwar hatte er sich vorgenommen, ihnen Nachricht davon zu geben, daß er in die Dienste des Grafen getreten sey und sich dabei sehr wohl befinde; aber in Deutschland konnte er dazu nicht kommen, weil sein Herr sehr schnell reisete, und im Auslande zeigte sich noch weit weniger Gelegenheit dazu. In der Folge faßte er den Entschluß, seine Anverwandte, nach der Zurückkunft des Grafen, durch seine Erscheinung ganz unerwartet zu überraschen.

Unterdeß sein Regiment auf die Hauptstadt losmarschirte, bat er seinen Chef um die Erlaubniß, einen kurzen Besuch bei seinen Eltern machen zu dürfen. Sonderbare Gefühle regten sich in seiner Brust, als er in der Ferne die Thurmspitze von Huldheim erblickte. Alle Gegenstände riefen ihm die Freuden seiner Jugend lebhaft zurück. Wie viel hatte sich seit den zwölf Jahren, als er von diesen Fluren Abschied nahm, mit ihm verändert, und hier erblickte er noch alles in derselben Gestalt, nur daß ihm alles größer geworden zu seyn schien. — Wird dein alter Vater und der ehrwürdige Pfarrer wohl noch leben? und in welcher Lage wirst du sie antreffen? Ob man dich kennen, dich mit Freude empfangen wird, oder mit Unwillen?

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte er das Dorf erreicht. Er erkundigte sich bei dem Ersten, der ihm begegnete, nach dem Pächter, und war ausser sich vor Freude, als er vernahm, daß sein Vater noch lebe. Vor dem Hause desselben stieg er ab, überließ seinem Bedienten die Sorge für die Pferde, und ging hinein in die väterliche Wohnung. Der alte Vater kam

ihm mit entblößtem Haupte entgegen. Nur spärlich war es mit grauen Haaren bedeckt. Auf dem Gesicht lag der Ausdrück des Kummers. Ach er war seitdem sehr alt geworden! Jakob konnte sich kaum enthalten, vor ihm auf die Knie zu fallen und die Fülle der Freude in seinem Herzen zu verschließen. Doch sammelte er sich wieder und begann folgendes Gespräch mit seinem Vater:

Jakob. Setzt eure Mütze auf, ehrlicher Alter und kommt in die Stube. Ich werde die Nacht über bei Euch bleiben.

Der Pächter. Soll mir sehr lieb seyn; aber es wird Ihnen bei mir wenig gefallen.

Jakob. Warum das?

Der Pächter. Ach ich bin ein armer, sehr armer Mann und kann Ihnen nur ein sehr kümmerliches Abendbrot vorsetzen.

Jakob. Ich bin sehr genügsam und esse trockenes Brot mit Euch, wenn es seyn muß. Aber wodurch seyd ihr denn so herunter gekommen?

Der Pächter. Durch den bösen Krieg. Nehmen's nicht übel, lieber Herr; aber Ihre

Leute sind grausam mit mir umgegangen. Sie haben mir alles genommen, was ich in den Schränken, auf den Böden und in den Ställen hatte, und mich alten schwachen Mann noch obendrein gemißhandelt. Nun kommen noch täglich Einquartierungen, Lieferungen, Kontributionen u. dergl. Vor zwei Monaten ist mir meine Frau gestorben und so habe ich nun weiter nichts zu verlieren, als mein elendes Leben.

Jakob. Euer Schicksal geht mir sehr nahe, guter Alter, und ich will es zu mildern suchen. Habt Ihr denn aber keine Kinder, die euch die Last des Alters erleichtern könnten.

Der Pächter. Ach leider, nein! Ich hatte einen einzigen Sohn, ein wackerer, guter Junge. Ich mußte ihn im vierzehnten Jahre aus dem Hause thun, weil ihn meine selige Frau, die seine Stiefmutter war, nicht leiden konnte. Er kam in der Hauptstadt zu meinem Bruder, der ein Tischler ist, in die Lehre, und wurde, wie ich nachher erfahren habe, auch dort sehr hart behandelt. Zuletzt ist er heimlich fortgelaufen, hinein in die weite Welt.

Jakob. Und Ihr habt nie wieder etwas von ihm gehört?

Der Pächter. Nicht ein Wort! (mit einem Seufzer) Gott mag wissen, wo er zuletzt ein Ende genommen hat.

Jakob. Er kann ja aber noch leben, und ehe ihr es meint, in eure Arme zurückkommen.

Der Pächter. Damit habe ich mich auch lange getröstet; aber es sind nun fast zehn Jahre her, seitdem er davon lief, und ich von ihm nichts gesehen noch gehört habe. Er wußte, wie lieb ich ihn hatte und wie gern ich ihm seinen Fehltritt verziehen haben würde. Wenn er noch lebte, er hätte gewiß auch etwas von sich hören lassen. Ach es ist sehr hart, den einzigen Sohn zu verlieren und in seinem Alter so verlassen dazustehen. Ich weine im Stillen manche Thräne um ihn.

Jakob. Wie hieß euer Sohn?

Der Pächter. Jakob Ehrlich.

Jakob. Mein Gott! ein Husar dieses Namens stand ehedem bei unserm Regiment!

Der Pächter (erschrocken). Das gebe Gott nicht, daß er zu den Feinden meines Va-

terlands gehöre, und gegen seinen eigenen König die Waffen führe. Lieber wollte ich ihn todt wissen.

Jakob (in einem verlegenen Tone). Ihr urtheilt sehr hart, guter Alter. Wer mag wissen, durch welche Schicksale er zu diesem Schritte geführt worden ist?

Der Pächter. Ach wohl! er mag viel Kummer und Elend erduldet haben! O wenn er noch lebt, mein Herr; wenn Sie seinen Aufenthalt wissen: führen Sie ihn in die Arme seines bekümmerten Vaters zurück. Geben Sie mir die Stütze wieder, auf die ich in meinem Alter mich lehnen kann.

Jakob (ihn in seine Arme schließend). Vater! o mein Vater! ich bin euer Sohn, euer vielbeweinter Jakob. O Vergebung für meinen Fehltritt! Vergebung für den langen Kummer, den ich euch bereitet! Ich bin wahrlich eurer Liebe nicht unwürdig.

Wer beschreibt den Zustand, in welchen den alten Ehrlich diese Worte versetzten? Wer schildert die Scene, als der für todt beweinte Sohn seinen alten Vater, nach einer langen Reihe

von Jahren, wieder in seine Arme schloß? Nur in einzelnen Worten und in Thränen der Freude sprachen die Gefühle sich aus, bis der Sturm der Empfindungen sich gelegt hatte, und Jakob im Stande war, seinem hocherfreuten Vater die Geschichte seines Lebens kurz zu erzählen.

Beide gingen darauf zu dem redlichen Pfarrer, der ebenfalls in den letzten Jahren viel gelitten hatte. Auch er kannte seinen alten Schüler nicht wieder; denn die braune Gesichtsfarbe, der lange Knebelbart und die große Narbe machten ihn ganz unkenntlich. Wie groß war seine Freude, als er den braven Jakob wieder in seine Arme schließen konnte. Er hatte ihn immer wie seinen eigenen Sohn geliebt. "Den Lehren der Weisheit und der Tugend„ — sagte der dankbare Jakob zu ihm, — "die Sie mir „in meiner Jugend eingeflößt haben, verdanke „ich es, daß ich bei allen Schicksalen meines „Lebens gut geblieben bin, und weder durch die „Lockungen meiner eigenen Leidenschaften, noch „durch die Verführungen des bösen Beispiels, „vom Wege des Rechts und der Tugend abgeführt worden bin. Ohne Eitelkeit kann ich es

„sagen: ich kehre so rein und unschuldig in Ihre „Arme zurück, wie Sie mich aus denselben ent„lassen haben.„

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß der angekommene Husarenoffizier des alten Ehrlichs Sohn sey, durch das ganze Dorf, und alle Bewohner desselben drängten sich auf dem Pfarrhof zusammen, um den alten Bekannten zu sehen. Jakob ging hinaus zu ihnen, redete freundlich mit Ihnen, begrüßte Jeden mit der alten Treuherzigkeit, und erinnerte viele seiner Jugendgenossen an die Spiele der goldenen Zeit. — Die Frau Prediger richtete ein frugales Abendbrot an, und erst spät in der Nacht trennten sich die Glücklichen; denn da gab es so viel zu fragen und zu beantworten und so viel Wichtiges zu erzählen.

Leider muste Jakob am folgenden Tage Huldheim schon wieder verlassen, um sein Regiment, das schnell vorwärts marschirte, wieder einzuholen. Er gab seinem Vater zweitausend Thaler, um davon seine zerstörte Wirthschaft wieder in einen besseren Zustand zu setzen und ließ ihm zugleich eine Abschrift von dem gemach-

ten Testamente zurück. Er versprach auch, nach beendetem Kriege seinen Abschied zu nehmen, das Gut, das sein Vater bisher verwaltet hatte, an sich zu kaufen und dann bis zu seinem Tode bei ihm zu leben. Dennoch war die Trennung für den bekümmerten Vater sehr schmerzhaft; denn ach wie leicht konnte sein ihm neugeschenkter Sohn als ein Opfer dieses unglückseligen Krieges fallen! —

In der Hauptstadt ließ sich Jakob ein Billet auf die Wohnung seines Onkels geben. Dieser protestirte wegen seiner Armuth und engen Behausung, in der er höchstens einige Gemeine aufnehmen konnte, lange gegen die Einquartierung des Offiziers. Als aber dieser auf eine so freundliche und höfliche Weise um Aufnahme bat und sich so spärlich als möglich zu behelfen, auch alles zu bezahlen versprach, räumte er ihm seine Wohnstube ein. Der artige Offizier ließ nun aus einem angesehenen Gasthofe ein trefliches Mittagbrot und einige Bouteillen Wein holen, nöthigte seine Wirthsleute mit ihm zu speisen, und gab sich ihnen dann bei einem traulichen Gespräch zu erkennen.

Ihr könnt euch leicht vorstellen, meine guten Kinder, wie der ehrliche Meister erstaunte, in seinem hohen Gaste, seinen ehemaligen Lehrling zu erblicken. Er konnte keine Worte finden, seine Verwunderung, seine Freude und seine Verlegenheit auszudrücken. Er bat ihn endlich wegen der harten Behandlung, die er in seinem Hause erduldet hatte, recht sehr um Vergebung. "Dafür muß ich Ihnen recht sehr Dank wissen„ — versetzte Jakob; — "denn ohne dieselbe „wäre ich Ihnen nicht davon gelaufen, und also „nicht zu den äußeren Glücksgütern gekommen, „die ich jetzt besitze.„ — Die Tante konnte nicht aufhören, sich über diese seltsame Erscheinung zu verwundern, rief alle ihre Nachbaren herbei, und zeigte ihnen, mit einer großen Redseligkeit, ihren alten Lehrling und Vetter.

Am folgendem Tage marschirte das Regiment weiter, und Jakob mußte in diesem verderblichen Kriege noch manchen blutigen Kampf mitkämpfen, und Hunger, Strapazen und Elend mancherlei Art erdulden. Ueberall nahm er den friedlichen Bürger in Schutz und suchte das Elend des Krieges nach Kräften zu mildern. In

der letzten Schlacht, in der er sein Regiment als Obrist kommandirte, bekam er einen Hieb in den Kopf und in den linken Arm. Beide Wunden waren jedoch nicht tödtlich und er ward glücklich gerettet. Auf seine Bitten bewilligte man ihm den Abschied, und mit Rücksicht auf seine treuen und wichtigen Dienste, erhielt er eine lebenslängliche Pension von sechshundert Thalern.

Nachdem er zu Huldheim angekommen war, ließ er sich sein Vermögen von dem Banquier zu Pisa auszahlen, verkaufte das ihm von dem Grafen Waldenfels vermachte Vorwerk, kaufte dafür das adeliche Gut in Huldheim und bewirthschaftet dies noch jetzt mit seinem Vater gemeinschaftlich. Er heirathete in der Folge die Tochter des Predigers, und beide Familien leben in Friede und Eintracht, und im glücklichen Wohlstande.

Neunzehnter Abend.

Sebastian Cabots Reise nach dem Rio de la Plata.

Erste Niederlassungen der Europäer an diesem Fluße.

Mit welchen beispiellosen Anstrengungen, unter welchen grausamen und blutigen Auftritten, und mit welcher Schauder erregenden Wuth, der vom Columbus entdeckte neue Welttheil erobert und behauptet wurde, ist euch, meine guten Kinder, schon aus Campens Entdeckung von Amerika, die wir im vorigen Winter mit so großem Interesse gelesen haben, bekannt. Es stimmte uns oft zu einer tiefen Wehmuth, wenn wir sahen, wie Geldgier und Eroberungssucht die unersättlichen Europäer zur Verletzung aller menschlichen Rechte verleitete, und wie sie unter ein stilles, friedliches Volk, das in harmloser Glückseligkeit bei einander wohnte, Tod und

Verderben brachte. Zu verwundern war es da nicht, wenn diese unglücklichen Schlachtopfer einer mitleidslosen Habsucht, gegen ihre Unterdrücker das Recht der Wiedervergeltung ausübten und ihnen, wo sie es konnten, ihre bittere Rache fühlen ließen.

So wenig erfreulich auch für ein fühlendes Herz solche Scenen des Mordens sind, so ist es doch in mancher Rücksicht lehrreich und wichtig, die Thaten der Menschen auch von dieser Seite zu beleuchten. Deshalb will ich euch heute die Geschichte der ersten Europäischen Niederlassungen am Rio de la Plata im südlichen Amerika erzählen. — Die erste Entdeckung dieses großen, gewaltigen Flußes verdanken die Spanier dem unternehmenden Castilianischen Lootsmanne, Johann Diaz von Solis, der die Mündung desselben im Jahre 1515 zuerst befuhr. Er hat ihm auch seinen jetzigen Namen gegeben, da er eigentlich von den Einwohnern Amaraya genannt wurde. Leider hatten die am la Plata wohnenden Völkerschaften von der Grausamkeit der neuen Ankömmlinge schon Kunde erhalten, und als deshalb Diaz von Solis mit einem

Theil seiner Mannschaft ans Land gegangen war, um die reizende und fruchtbare Gegend näher zu untersuchen, wurde er plötzlich von einem großen Haufen Wilder überfallen und nach einer kurzen Gegenwehr niedergemacht.

Zwischen den Spaniern und Portugiesen herrschte um diese Zeit eine große Eifersucht. Beide Nationen suchten ihre Macht und ihre Reichthümer durch neue Entdeckungen zu vergrößern und sandten deshalb nach allen Theilen der neuen Welt kühne Seefahrer aus. Die Spanier waren im Besitz des goldreichen Peru, und die Portugiesen hatten in Brasilien ansehnliche Kolonien angelegt. Um nun auch Theil zu nehmen an den Schätzen Perus, sandte der Statthalter und Generalhauptmann von Brasilien, Don Martin de Sosa, den Alexis Garcia, einen erfahrnen und tapfern Mann, mit seinem Sohne und einer ansehnlichen Mannschaft aus, um das Ufer des Paragay — so hieß jener vorgenannte große Fluß bei den Portugiesen — aufzusuchen, und jenseits desselben, bis an die Grenzen von Peru vorzudringen.

Das erste gelang ihm sehr leicht, und er war auch so glücklich, durch ansehnliche Geschenke und noch größere Versprechungen, tausend Indianer zu bewegen, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Mit deren Unterstützung erreichte er auch glücklich das gelobte Land von Amerika, und brachte, durch Tausch von den Einwohnern, eine Menge Gold, aber nur sehr wenig Silber zusammen. Zufrieden mit dieser ansehnlichen Ausbeute kehrte er nach dem Rio de la Plata zurück, und beschloß, hier für die handelnden Kaufleute seiner Nation eine Niederlaßung anzulegen. Zu dem Ende sandte er einige von seinen Leuten mit Gold- und Silberstangen zum Statthalter zurück und blieb unterdeß mit den übrigen unter den Indianern, mit denen er im besten Vernehmen zu stehen glaubte.

Kaum aber sahen diese die Macht des Garcia vermindert, als sie ihn plötzlich bei nächtlicher Weile überfielen, sich seiner Reichthümer bemächtigten, ihn selbst aber niedermachten. Die übrigen Portugiesen theilten mit ihrem Anführer ein gleiches Schicksal. Nur zweie von ihnen entgingen glücklich der Wuth der Feinde, irrten

beinahe zwei Jahre lang in der unbekannten Gegend umher und brachten dann erst die Nachricht von der Treulosigkeit der Indianer nach Brasilien. Den vierzehnjährigen Sohn des Alexis Garcia hatten die Amerikaner nicht getödtet, sondern gefangen mit sich fortgeführt Was aus ihm geworden ist, hat man nie erfahren.

Indessen verursachte die Ankunft der abgesandten Portugiesen, die Nachricht von dem neuentdeckten Wege nach Peru und die überbrachten Beweise von den dortigen Reichthümern, eine allgemeine Freude in Brasilien, und sechszig der gewinnsüchtigsten Portugiesen machten sich mit einem Haufen Brasilianer, unter der Anführung des Seldeno, auf den Weg nach dem Paragay. Als sie hier in die Gegend kamen, wo nach der Aussage der Reisegefährten des Garcia, die neue Colonie angelegt werden sollte, und sie nirgends eine Spur von ihren Landsleuten entdecken konnten, fingen sie an, Verdacht zu schöpfen. So sehr sie sich aber auch mit Vorsicht waffneten, wurden sie doch in einem Gehölz überfallen und größtentheils nieder-

gemacht. Die Brasilianer verließen sie in der Stunde der Gefahr und gingen zu den Feinden über.

Diejenigen, welche sich durch die Flucht zu retten suchten, wurden mehrere Stunden lang von den Indianern verfolgt. Jetzt aber kamen sie an das Ufer des la Plata und jeder Weg zur Rettung schien ihnen nun abgeschnitten. Da kamen vom jenseitigen Ufer mehrere Indianer in ihren Piroguen emsig herbei gerudert und winkten den Unglücklichen, einzusteigen. Ohne Verrath zu ahnden, stürzten sich diese in die rettenden Fahrzeuge. Aber ach! diese waren durchbort und die Löcher nur nothdürftig zugestopft. Mitten auf dem Flusse öffneten die hinterlistigen Wilden die Löcher und stürzten sich dann über Bord in den reißenden Strom. Von allen Seiten drang das Wasser in die morschen Kähne und in wenigen Minuten lagen alle Portugiesen begraben im Schooß der Wellen. Erst im folgenden Jahre erfuhr man ihr trauriges Schicksal von einigen Indianern, welche von ihren eigenen Landsleuten an die Portugiesen als Sklaven verkauft worden waren.

Im Jahre 1526 kam ein vornehmer Engländer, Sebastian Cabot, der sich von seinem Könige, Heinrich VII., nicht nach Verdienst belohnt glaubte, nach Spanien und bot Karl V. seine Dienste an. Er hatte sich schon als Seefahrer einen ehrenvollen Namen erworben und unter andern mit seinem Vater die Insel Neuland — Terra nuova — und einen Theil von dem benachbarten festen Lande entdeckt. Deshalb thaten ihm einige Handelsleute in Sevilla den Vorschlag, eine Handelsflotte, die sie auf ihre Kosten ausrüsten wollten, nach den Moluckischen Inseln zu führen. Cabot hielt es aber unter seiner Würde, blos einer Handelsgesellschaft zu dienen, und bat sich deshalb von Karl V. noch besondere Aufträge aus.

Dieser gab ihm, unter Versprechung ansehnlicher Belohnungen, den Befehl, mit einem Geschwader von vier Schiffen Brasilien entlang, durch die Magellanische Meerenge nach den Molucken zu gehn, darauf die Länder Tharsis, Ophis und Cipango (alte Namen, worunter man Japan verstand) aufzusuchen, seine Schiffe mit den Schätzen des Landes, wo

möglich mit Gold und Silber, zu beladen und dann auf demselben Wege wieder nach Spanien zurückzukehren. Zu seinem Capitainsschiff erhielt er die berühmte Vittoria, das einzige von allen Schiffen, welches von Magellans Geschwader wieder nach Spanien zurückgekommen und das erste gewesen war, welches die Reise um die Welt gemacht und von den Molucken verschiedene Arten von Spezereien und kostbaren Waaren mitgebracht hatte. Zum Lieutenant gab ihm der König den Martin Mendez, der Magellans Schatzmeister gewesen und auf der Vittoria nach Spanien zurückgekommen war.

Cabot ging den ersten April 1526 unter Segel, machte sich aber bald durch seine despotische Strenge, durch seine verkehrte Maaßregeln und durch seinen herrischen Stolz, bei der ganzen Mannschaft verhaßt. Mit den Lebensmitteln ging er so verschwenderisch um, daß man schon Mangel daran litt, ehe man Brasilien erreicht hatte. Auf der Insel Patos, die in der Nähe des Vorgebürges St. Augustin von Brasilien liegt, wurde er von den Eingebornen sehr freundschaftlich aufgenommen und mit Lebensmitteln und

süßem Wasser reichlich versehen. Zur Belohnung für diese Wohlthaten entführte er mehrere Kinder der Oberhäupter jener Eilande.

Als Cabot in den Rio de la Plata eingelaufen war, stieg er beim Rio de Solis ans Land, und erklärte, daß er aus Mangel an Lebensmitteln seine Reise nicht weiter fortsetzen könne. Dies erregte eine so allgemeine Unzufriedenheit, daß man sich in eine heimliche Verschwörung einließ, den Martin Mendez zum Anführer wählen und den Hauptmann auf einer Insel aussetzen wollte. Cabot erhielt noch zur rechten Zeit Nachricht von diesem Vorhaben, ließ den Martin Mendez, Franz von Rojas und Michael von Rodas gefangen nehmen und auf der nahe liegenden Insel aussetzen. Was aus diesen Unglücklichen in der Folge geworden ist, darüber kann ich euch, aus Mangel an Nachrichten, keine Auskunft geben. Aber das Schiffsvolk, daß nun, ausser Cabot, keinen erfahrnen Seemann weiter unter sich hatte, gehorchte aus Furcht dessen eigenmächtigen Befehlen.

Man fuhr nun tiefer in die Mündung des Flußes hinein, und so gefahrvoll auch das Ufer desselben von beiden Seiten ist, gelangte man doch glücklich bis hieher (auf die Charte zeigend) zu den Gabriels-Inseln, die Buenos Ayres gerade gegenüber liegen. Auf einer derselben, die nur eine Seemeile im Umfange hatte und unbewohnt war, fand Cabot einen guten Ankerplatz. Er ließ deshalb seine Schiffe hier zum Ausbessern zurück und durchschiffte mit den Schaluppen den Kanal, welchen diese Inseln mit dem festen Lande, das rechts liegen blieb, bildete.

Als er an den Ausfluß des Urugay kam und diesen hier außerordentlich breit fand, hielt er ihn für den la Plata selbst und fuhr ihn hinauf. Rechts bemerkte er in einer überaus anmuthigen Gegend einen Fluß, den er Rio de San Salvador nannte. Hier erbaute er eine Schanze, in welcher er den Alvarez Ramon mit einigen Soldaten und dem Auftrage zurück ließ, den Lauf des Flußes weiter zu verfolgen. Roman aber war so unglücklich, einige Tage darauf mit seinem Boote auf eine Sand-

bank zu stoßen. Sogleich eilten von allen Seiten Indianer auf ihren Kanots herbei, wie es schien, in der edelmüthigen Absicht, die Unglücklichen zu retten. Kaum aber hatten sie den Wrack des Schiffs erreicht, als sie über die Europäer herfielen und sie niedermachten.

Einige retteten sich durch Schwimmen und kamen, indem sie das Ufer des Urugay verfolgten, glücklich zum Cabot. Dieser bemerkte seinen Irrthum bald, ging nach den Gabriels-Inseln zurück, vereinigte sich wieder mit den übrigen Schiffen und lief nun etwa dreißig Seemeilen höher, in den wirklichen Paragay ein. Durch das erste warnende Beispiel noch nicht vorsichtiger gemacht, baute er abermals eine kleine Festung an der Einfahrt eines Flußes, der aus dem Tukumanischen Gebürge herabkommt und dessen indischen Namen Zakariona die Spanier in Rio Terzero umwandelten. Er gab dieser Schanze den Namen Santo Spirito; die Reisebeschreiber nennen ihn aber immer Cabots Thurm.

Hier ließ er abermals eine Besatzung mit zweien seiner Schiffe zurück und fuhr dann den

la Plata weiter hinauf bis dahin, wo er sich mit dem Parama vereinigt Auch hier verleitete ihn die Breite des Ausflußes, den letzteren für den Hauptfluß zu halten und er segelte deshalb in seine Mündung hinein. Als er aber bemerkte, daß sich dieser Fluß zu sehr nach Osten wandte, und er befürchtete, zu tief in Brasilien hineinzukommen, so kehrte er wieder um und verfolgte den Lauf des Paragay.

Bei einer Streiferei, die er einmal in das Land hinein machte, wurde er von den Indianern angegriffen, welche ihm fünf und zwanzig Mann erschlugen und dreie zu Gefangenen machten. Hierauf ließ er die sämmtliche Mannschaft mit allem Feuergewehr von den Schiffen kommen, überfiel damit die Einwohner und richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an. Man hält sie für dieselben Wilden, welche den Alexis Garcia mit seinen Gefährten umgebracht hatten; man fand wenigstens bei ihnen viel Silber und Gold, wahrscheinlich die Beute, die sie den erschlagenen Portugiesen abgenommen hatten. Da Cabot von dieser Begebenheit nichts wissen konnte, so schloß er, daß das Innere des

Landes viel von diesem kostbaren Metall enthalten müsse. Diese Vermuthung wurde bei ihm in der Folge zur Gewißheit, als ihm andere Indianer, mit denen er in ein friedliches Verhältniß getreten war, für schlechte spanische Kaufmannswaaren Silberstangen brachten. Weil er nun nicht mehr zweifelte, daß das Land wirklich Silberbergwerke besitze, so gab er dem Paragay den Namen Rio de la Plata, oder Silberfluß.

Zwanzigster Abend.

Fortsetzung.

Unerwartetes Zusammentreffen. Cabots Rückreise nach Spanien. Nunio de Lara. Verrätherei der Timbuesen. Hurtado. Moschera.

Eben machte sich Cabot bereit, mit seinen eingetauschten Schätzen nach Santo Spirito zurückzusegeln, als er sich einen Haufen Portugiesen, unter der Anführung des Diego Garcias dem Paragay nähern sahe. Sie waren von dem Stadthalter von Brasilien ausgeschickt, um die Gegenden des großen, noch wenig bekannten Stroms, zu untersuchen und für den König von Portugall davon Besitz zu nehmen. Garcias war nun nicht wenig erstaunt, hier Spanier zu finden; da er aber bald sahe, daß er ihnen an Zahl nicht gewachsen war, so nahete er sich ihnen vertrauungsvoll und machte Vorschläge

schläge zu einer friedlichen und freundlichen Vereinigung. Cabot, der es mit den Portugiesen, die wegen der Nähe von Brasilien sehr leicht und schnell Verstärkung erhalten konnten, in einem unbekannten Lande auch nicht aufnehmen wollte, begegnete dem Garcias ebenfalls sehr höflich und beide trennten sich am folgenden Tage, unter der Versicherung gegenseitiger Freundschaft.

Cabot glaubte aber nun am Paragay festen Fuß fassen zu müßen, verstärkte die am Rio Tercero angelegte Verschanzungen, und schickte den Ferdinand Calderon mit den eingesammelten Schätzen nach Spanien zurück. Dem Kaiser (denn Karl V. war zugleich deutscher Kaiser) machte er eine reizende Beschreibung von den Gegenden des Silberstroms, zeigte, wie äuserst wichtig und vortheilhaft der Besitz derselben für die Krone Spaniens werden könne, und bat um eine ansehnliche Verstärkung gegen die etwannigen Anfälle der Portugiesen und Wilden.

Calderon kam zu Anfange des Jahres 1527 in Spanien an, und fand bei Karl V. eine überaus günstige Aufnahme. Er willigte

sogleich in alle Vorschläge Cabots. Die mitgebrachten Schätze, noch mehr aber die Hofnung zum Besitz größerer Reichthümer, vermochten ihn zu dem Befehle, daß auf Kosten der Krone eine große Flotte zur Erweiterung und Befestigung der neuen Kolonie am la Plata ausgerüstet werden sollte. Doch die Sache wurde mit großer Langsamkeit betrieben, und andere verwickelte Staatsgeschäfte in Europa zogen die Aufmerksamkeit des Monarchen von dem neuen Welttheile ab. Es vergingen zwei Jahre und Cabot erhielt zwar die besten Versprechungen, aber immer noch keine Verstärkung aus Spanien. Da glaubte er durch seine Gegenwart die Sache schneller betreiben zu können, ließ deshalb den Nunjo de Lara als Befehlshaber mit hundert und zwanzig Mann in der Schanze zurück, und ging mit seinem Geschwader unter Segel.

Lara, der die Gefährlichkeit seiner Lage mitten unter so wilden Völkerschaften recht gut einsah, und wohl wußte, daß er nur von seiner Ueberlegenheit die Unterwürfigkeit derselben hoffen durfte, suchte vor allen Dingen die Timbuesen, seine nächsten Nachbarn, für sich zu

gewinnen. Diese gaben auch den Spaniern unzweideutige Beweise von Wohlwollen und Freundschaft, statteten sehr oft Besuche bei ihnen ab, und brachten ihnen Lebensmittel im Ueberfluß.

Dies gute Vernehmen dauerte etwa vier Monate. Die Spanier waren immer furchtloser geworden und ahndeten nichts von dem Ungewitter, das sich Verderben drohend über ihrem Haupte zusammenzog. Mangora, der Kazike oder König der Timbuesen, sahe recht gut ein, daß ihm die Nachbarschaft der Europäer mit der Zeit höchst gefährlich werden könne. Er hatte auch gehört, daß Cabot nach seiner Heimath abgereiset sey, um mit einer größeren Macht wieder zu kommen und dann alle benachbarten Länder seinem Scepter zu unterwerfen. Schon längst hatte er darauf gesonnen, wie er diesem nahen Unglück kräftig entgegen arbeiten könne. Jetzt zeigte sich dazu eine herrliche Gelegenheit, und er benutzte sie auch mit dem glücklichsten Erfolge.

Der Befehlshaber des spanischen Korps hatte den Hurtado mit funfzig Soldaten in das Innere des Landes, zum Einkaufen der Le-

bensmittel geschickt. Kaum erhielt Mangora davon Nachricht, als er viertausend Indianer in einem nahen Walde versteckte, und mit dreißig von seinen Leuten, die mit Lebensmitteln reichlich beladen waren, auf die Thore der Festung zuging. Da sein Besuch gar nichts ungewöhnliches war, so ließ man ihn unbedenklich ein. Er machte dem Nunjo de Lara ein Geschenk mit den Lebensmitteln, und wurde dafür — wie dies schon öfters geschehen war — mit seinen Leuten zu einem fröhlichen Abendschmause eingeladen. Darauf hatte Mangora auch schon gerechnet und die nöthigen Anstalten zur Ausführung seines hinterlistigen Unternehmens getroffen.

Man war sehr fröhlich und schmauste und zechte bis tief in die Nacht. Endlich begaben sich Spanier und Indianer zur Ruhe und kaum lagen jene gefesselt von der Gewalt des ersten Schlafs, als das Magazin in Flammen aufging, die Wache an den Thoren niedergemacht und die auswärtige Schaar der Wilden in die Citadelle eingelassen wurde. Viele Spanier wurden auf ihrem Lager ermordet und die andern niedergemacht, indem sie, von der schändlichen Ver-

räthérei nichts ahndend, zur Löschung des Feuers herbeieilten. Unter diesen befand sich auch der Kommandant, der sich lange gegen eine überlegene Zahl tapfer vertheidigte. Als er endlich den treulosen Kaziken erblickte, eilte er, obgleich schwer verwundet, auf ihn los und stieß ihn mit seinem Schwerte zu Boden. In dem Augenblick stürzten sich die Indianer von allen Seiten auf ihn los und er sank, bedeckt von tausend Wunden.

Ausser vier Spaniern, die sich durch eine schleunige Flucht gerettet hatten, waren nur fünf Frauen und sieben Kinder dem allgemeinen Verderben entgangen. Sie wurden gebunden, und am folgenden Morgen dem Siripa, dem Bruder und Nachfolger des Mangora überliefert. Unter ihnen befand sich auch Lucia Miranda, die wegen ihrer Schönheit, noch mehr aber wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit, allgemein verehrte Gemahlin des Hurtado. Sie machte auf den Kaziken einen starken Eindruck und er behandelte sie mit ausgezeichneter Artigkeit. Noch an demselben Tage bot er ihr mit seiner Hand die Herrschaft über das Volk der Timbuesen an und legte die kostbarsten Geschenke zu ihren Füs-

sen nieder. Miranda aber wies ihn mit dem heftigsten Unwillen zurück, und brach in laute Verwünschungen über die Treulosigkeit seines Volks aus. Doch ließ sich Siripa dadurch nicht zur Härte gegen sie verleiten, sondern behandelte sie immer noch mit zuvorkommender Güte.

Bei jenem nächtlichen Ueberfalle hatten die Indianer das vor Anker liegende Fahrzeug ganz ausser Acht gelassen. Die vier vorhin erwehnten Spanier hatten also auf demselben eine sichere Zuflucht gefunden. Mit Hülfe ihrer acht Landsleute, welche die Wache auf demselben hatten, lichteten sie die Anker und verließen die traurige unglücksvolle Gegend. Zweie von ihnen wagten es jedoch, auf versteckten Wegen den Hurtado aufzusuchen und ihm Kunde zu bringen von der blutigen Begebenheit. Sie fanden ihn auf dem Rückwege, nur noch einige Stunden von der Citadelle, wo mehrere tausend Indianer zu ihrem Empfange versteckt lagen. Man schlug einen ganz andern Weg ein und bestieg das Schiff unter dem Schutze der Nacht.

Hurtado aber blieb auf dem Lande zurück. Als er das traurige Schicksal seines innig geliebten Weibes erfuhr, bat er seine Landsleute aufs rührendste, sie mit den übrigen Frauen und Kindern aus den Händen der Barbaren zu retten. Aber man hielt dies Unternehmen, bei einer so geringen Macht, für tollkühn und blieb bei allen seinen Bitten ungerührt. Da beschloß er, diejenige, welche das schönste Glück seines Lebens ausmachte, entweder von einer schmachvollen Zukunft zu befreien, oder mit ihr zu fallen unter den Händen der hartherzigen Wilden. Er eilte in der nächsten Nacht, bewaffnet mit einem Schwerte und mit einer Flinte, nach der Wohnung des Kaziken, bahnte sich mit seiner tapfern Faust einen Weg durch die Wache, und schon war er vor dem Schlafgemache des Beherrschers, als er von einer nacheilenden Schaar ergriffen und gefangen fortgeführt wurde.

Der Kazike befahl am folgenden Morgen, den Verwegenen an einen Baum zu binden und ihn mit Pfeilen todtzuschießen. Eben schickte man sich an, seinen grausamen Befehl zu vollziehen, als Miranda herbeigeflogen kam, sich

dem Könige weinend zu Füßen warf und aufs rührendste um Gnade für ihren theuren Gatten bat. "Unter keiner andern Bedingung„ — war Siripa's Antwort — „als daß du mir „die Hand zum ehelichen Bunde reichst.„ Das unglückliche Weib war in der schrecklichsten Lage. Hier der qualvolle Tod ihres innig geliebten Gatten, und dort die Verbindung mit einem Wilden, den sie im Innersten ihres Herzens verabscheute.

Der Hartherzige gab ihr eine Bedenkzeit von vier und zwanzig Stunden und erlaubte ihr sogar, während dieser Zeit ihren Gemahl zu sprechen. Nun wurde der edelmüthigen Miranda die Wahl nicht mehr schwer. Sie bat am andern Tage den Kaziken um die einzige Gnade, mit Hurtado zugleich sterben zu dürfen. "Wenn „du denn dein eigen Verderben so hartnäckig „willst, so sey dir jene Gnade gewährt.„ So sprach der Unmensch, in dessen Brust sich keine Spur von Großmuth zeigte. Er verurtheilte Miranda zum Feuer, und den Hurtado, mit Pfeilen erschossen zu werden.

Das Urtheil wurde auf der Stelle vollzogen und beide Gatten starben mit großer Fassung und Ruhe. Einige Indianer, welche Augenzeugen von diesem schrecklichen Schauspiele gewesen waren, erzählten den Portugiesen, welche fünf Jahre darauf in diese Gegend gekommen waren, die traurige Geschichte.

Die wenigen Spanier, welche von dieser unglücklichen Expedition noch übrig geblieben waren, fuhren unter Moscheras Anführung den Fluß hinab ins Meer. Sie segelten immer die Küste nordwärts entlang und kamen so bis zum zwei und dreißigsten Grad südlicher Breite, wo sie einen bequemen Hafen fanden. Moschera stieg ans Land, und da er die Gegend sehr anmuthig, den Boden überaus fruchtbar und die Eingebornen leutselig und friedliebend fand, so beschloß er, hier fürs erste zu bleiben. Er erbaute also eine Schanze, besäete ein Stück Landes mit Getraide, und lebte unter diesem milden Himmelsstrich beinahe ein ganzes Jahr lang mit seinen Gefährten recht glücklich und zufrieden.

Ein portugiesischer Edelmann, Namens Eduard Perez, der von dem Statthalter von

Brasilien in einen benachbarten Ort verwiesen worden war, hatte sich zu ihnen gesellt und man lebte mit ihm im besten Einverständniß. Dieser aber erhielt vom Statthalter den Befehl, nach dem Orte seiner Verbannung zurückzukehren, und Moschera wurde aufgefordert, dem Könige von Portugall, dem das Land gehöre, den Eid der Treue zu schwören. Moschera aber war ein herzhafter Mann und gab dem Abgesandten zur Antwort: "Noch haben unsre Könige die Thei„lung Indiens nicht in Richtigkeit gebracht; „euer Monarch kann also nicht behaupten, daß „ihm dies Land gehöre, das ich jederzeit mit „Entschlossenheit zu vertheidigen wissen werde.„

Aber wie sollte er einen kriegerischen Anfall der Portugiesen abwehren, da es ihm an Gewehren und Munition fehlte? Auch hier half ihn das Glück und seine Kühnheit aus der Verlegenheit. Bei der Insel Canance, die seiner Verschanzung gegenüber lag, hatte sich ein französisches Schiff vor Anker gelegt. Moschera schiffte sich mit seiner ganzen Mannschaft und zweihundert Indianern bei nächtlicher Weile zu demselben hinüber, überwältigte die Franzosen

und bemächtigte sich ihres Schiffes. Das Geschütz, welches er daraus nahm, und die neuen Verschanzungen, die er anlegte, setzten ihn in den Stand, den ersten Anfällen der Portugiesen nachdrücklich Widerstand zu leisten. Ja bei einem herzhaften Ausfall schlug er sie gänzlich in die Flucht, überfiel die Stadt Sankt Vincent und plünderte die dortigen Vorrathshäuser aus.

Da er indeß wohl vorher sahe, daß er doch zuletzt der gesammten Macht des Statthalters von Brasilien würde unterliegen müssen, so schiffte er sich bei Zeiten mit seiner Mannschaft und mit den gefangenen Franzosen wieder ein, und suchte auf der Insel Sankt Catharina einen ruhigen und sicheren Aufenthalt. Hier beschäftigte er sich mit der Jagd und dem Ackerbau, und ging nach einem Aufenthalt von fünf Monaten mit einem spanischen Geschwader nach seinem Vaterlande zurück und dankte Gott, so vielfachen Gefahren glücklich entronnen zu seyn.

Durch Cabots vielversprechende Erzählungen aufgemuntert, rüstete man sich in Spanien mit neuer Thätigkeit zu einer Unternehmung

nach dem reichen Lande des la Plata. Als man aber den traurigen Untergang der dortigen Kolonie erfuhr, betrieb man die Sache wieder mit großer Schläfrigkeit, und bald wurde der neuen Rüstung gar nicht mehr gedacht. Sebastian Cabot, dessen Name unter den Seefahrern der damaligen Zeit nicht weiter vorkommt, ist wahrscheinlich darüber gestorben.

Ihr seht, meine guten Kinder — so beschloß der Vater Hellwig diese Erzählung, — aus dieser kurzen Geschichte einer kleinen Entdeckungsreise, mit wie viel Kampf und Blut der neue Welttheil von den gold- und ländersüchtigen Europäern erobert werden mußte; wie viele tausend unglückliche Schlachtopfer gefallen sind, um unsre nimmer satten Begierden zu befriedigen und uns Bedürfnisse zu verschaffen, die unsre Glückseligkeit wahrlich nicht erhöhet haben. Der Mensch bedarf so wenig zu seiner Glückseligkeit, und die äußeren Güter der Welt sichern ihm den frohen Genuß des Lebens so selten, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, mit rastloser Begierde darnach zu streben. Wer die Reichthümer als das Erste und Größte betrachtet, wer sie zum

Anfangs hatten die Araber und dann die Türken das sogenannte heilige Land, oder Palästina, im Besitz, und diese störten dann freilich sehr oft die frommen Pilgrimme in ihrer Andacht. Entweder sie überfielen dieselben, plünderten sie aus und führten sie als Gefangene mit sich fort, oder sie belegten sie mit drückenden Abgaben und neckten sie bei ihren Gebeten mit Spottreden und Schmähungen. Dies hatte dann die sogenannten Kreuzzüge zur Folge, von denen ihr schon in Beckers Weltgeschichte manches gelesen habt. Sie wurden vom Schluß des eilften Jahrhunderts bis in das funfzehnte Jahrhundert hinein fortgesetzt, und haben vielen Hunderttausenden von Christen das Leben gekostet.

Noch im Jahre 1496 faßte der Herzog von Pommern, Bogislav X, aus übelverstandener Frömmigkeit, den Entschluß, nach Jerusalem zu gehen und dort die heiligen Oerter zu betreten, wo Christus gelebt, gelehrt und gelitten hatte. Seine Freunde, Räthe und Landstände suchten ihn durch die dringendsten Bitten von diesem Entschluß abzubringen. Sie stellten ihm die tausendfachen Gefahren vor, denen er auf seiner

Reise ausgesetzt seyn würde; aber diese waren für den tapfern Bogislav, dessen ritterlicher Sinn seine Freude an Abentheuern hatte, ein noch stärkeres Reizmittel zur Ausführung seines Unternehmens. Der Marschall und Kanzler des Herzogs führten es ihm zu Gemüthe, wie schwer sich ein Regent an seinen Unterthanen versündige, wenn er diejenigen, welche ihm die göttliche Vorsehung zur Beschützung und Regierung übergeben habe, verlasse und sein Leben unnützerweise drohenden Gefahren Preis gebe.

Weil sie aber bei ihm nichts auszurichten vermochten, so gaben sie endlich nach, und nun befahl Bogislav dem Marschall, dreihundert Reuter zum Zuge zu rüsten und ihn selbst zu begleiten, weil sein Rath ihm vielleicht unterwegs nützlich seyn könnte. Dem Kanzler übergab er unterdeß die Verwaltung der Landesregierung. Sobald nun alles bereitet war und der Herzog mit einer feierlichen Religionshandlung Gott um seinen Segen und Beistand zu der vorhabenden Wallfahrt angefleht hatte, trat er seinen Zug an, zum großen Kummer der Seinen, vornehmlich seiner treuen, zärtlichen Gemahlinn Anna,

einer Tochter des glorreichen Königs Casimir von Pohlen.

Dem Herzog ging der Ruf eines tapfern und frommen Regenten voraus, und wohin er nur kam, wurde er mit ausgezeichneter Ehre empfangen. Alle Chur- und Reichsfürsten empfingen ihn prächtig und der deutsche Kaiser selbst bezeigte ihm seine Achtung und Freundschaft. Er gab ihm bis nach Venedig eine ehrenvolle Bedeckung mit und begleitete ihn selbst eine Meile weit. — Einige Monate darauf kam die Schreckenspost nach Stettin, daß der verehrte Vater des Landes mit seinen treuen Gefährten, nach mannigfaltigen Todesgefahren zu Wasser und zu Lande, unter den Händen von Seeräubern umgekommen sey. Der kluge Kanzler verhehlte diese traurige Bothschaft der Fürstin, damit nicht auch sie vom Grame aufgezehrt werde.

Lange Zeit schon hatte man still im Herzen getrauert über den Verlust eines so geliebten Herrn, da kam ein Bote mit Briefen von dem preiswürdigen Bogislav, welcher die erfreuliche Nachricht brachte, daß der Herzog lebe und sich durch seine Entschlossenheit und seinen Helden-

muth aus jeder Gefahr gerettet habe und glücklich zu Joppe angekommen sey. "Wir schifften — so erzählte der Bothe — nach Candia zu. Hohe, aus dem Wasser hervorragende Klippen, liegen wie Inseln auf dem Meere vertheilt. Die Gegend ist ganz für die, im Hinterhalt lauernden Korsaren gemacht."

"Kaum waren wir in die Nähe eines solchen felsigten Eilandes gekommen, als von der Warthe, welche sich auf demselben befand, ein Zeichen gegeben wurde, und plötzlich eine türkische Flotte von sieben Schiffen aus allen Schluchten der Insel auf uns losgesegelt kam. Unser Schiffskapitain gab sich sogleich als einen Venetianer zu erkennen. Er zeigte seine Flagge und berief sich auf das Bündniß mit Venedig. Aber weder Bitten noch Vorstellungen schützten vor der Raubsucht der Wüthenden, und sie droheten, wenn man sich nicht freiwillig auf der Stelle ergeben würde, das Schiff in Brand zu stecken."

"Da ergrimmte der Herzog und drohete, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Schiffs-

kapitain verbarg sich im untersten Raume des Schiffs und ein großer Theil feiger Italiäner folgte seinem Beispiele. In demselben Augenblick regnete es Steine, Wurfspieße, ja sogar brennende Haufen von Pech und Schwefel auf unsere Schiffe herab. Dies verhinderte unsre Tapfern, sich auf dem Verdecke des Schiffs zu stellen und mit Muth und Tapferkeit gegen die Seeräuber zu fechten.„

“Indeß fast alle verzagten, zeigte sich Bogislav als Held, würdig des hohen Ruhms seiner Ahnherren. Die Größe der Gefahr begeisterte seinen Muth noch mehr, und er ermahnte die Seinigen mit wenigen Worten zur herzhaften Gegenwehr. “Zeiget euch Gefährten — „rief er — als tapfre Streiter. Nur in eurem „Muth findet ihr eine rettende Zuflucht. Es „gilt einen Kampf zwischen Christen und den „Feinden unsers Glaubens! Welch eine Schande, wenn wir nichts Kühnes gegen diese Unsinnigen wagten! Wir fechten ja nicht für die „Vertheidigung irdischer Güter, sondern für Leben und Freiheit. Und am Ende ist es doch „immer rühmlicher, im Kampfe für Christus

„unterzuliegen, als in die schmachvolle Sklaverei „der blinden Heiden zu gerathen.„

“Mit diesen Worten schleuderte er Steine, Balken und alles, was ihm in die Hände kam, unter die Feinde und stürzte diejenigen, welche auf das Schiff sprangen, ins Meer. Sein Beispiel begeisterte alle seine Gefährten zu gleicher Tapferkeit. Sie stellten sich alle auf dem Verdeck in Reih und Glied, und als eines der feindlichen Schiffe ganz nahe herangekommen war, sprangen sie in dasselbe hinüber, machten alles nieder, was sich ihnen widersetzte, und verbreiteten Furcht und Schrecken unter die Feinde. Der Kampf ward nun allgemein. Die Türken vertheidigten sich mit großer Wuth und viele der braven Pommern fanden ihren Tod in diesem gewaltigen Streit.„

“Mitten im hitzigsten Gefecht fiel der edle Ritter Christoph von Salentzke, fürwahr unter Bogislavs Ersten keiner der letzten. Die Segel auf dem venetianischen Schiffe waren durch die Feuerkugeln schon verbrannt und viele der Tapfersten waren gefallen; doch dafür hatten auch die braven Deutschen eins der feindlichen

Schiffe erobert und unter den wüthenden Korsaren eine große Niederlage angerichtet. Da gab plötzlich der türkische Befehlshaber, Namens Gamir, das Signal zum Zurückzuge und ließ das erbeutete Schiff in den Händen der Christen.„

Um euch, meine lieben Kinder, einen Beweis zu geben, wie häufig der Aberglaube jener Zeit merkwürdige Begebenheiten mit wunderlichen Mährchen und Fabeln vermischte, und wie man alles der unmittelbaren Einwirkung Christi zuzuschreiben pflegte, will ich euch eine Legende mittheilen, nach welcher man sich den plötzlichen Rückzug der Türken zu erklären suchte, und die von der Einfalt jener Zeit als unbezweifelte Wahrheit angenommen wurde.

Ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt: der türkische Befehlshaber Gamir sey durch ein Gesicht erschreckt worden. Es sey ihm nämlich auf der Spitze des Mastbaums Mahomed, von Christo gegeißelt, erschienen, und habe ihn gebeten, sich seiner Striemen zu erbarmen, welches dadurch geschehen würde, wenn er seine Hand nicht ferner an die Fremdlinge legte. Im entgegengesetzten Fall würde das Blut dieser We-

nigen an allen Muhamedanern und an ihrem großen Propheten gerächt werden — so sehr lågen diese Wallfahrer dem Allmächtigen am Herzen. Gamir erzählte den Umstehenden diese wunderbare Erscheinung; aber einer der Offiziere erklärte das Gesicht für eine Folge des Schreckens, zumal da Christus unmöglich den allmächtigen Mahomed überwältigen könne. Dieser aber wurde auf der Stelle für seine Lästerung mit dem Verluste der Sprache bestraft.

Hierauf soll ein gewisser Arphaxat, der unter den Seinen im großen Ansehn stand, gegen den Befehlshaber sehr dreist, gegen Christum aber, sehr gottlos gesprochen haben, und auf der Stelle entseelt zur Erde gefallen seyn. Als dies die übrige Mannschaft sahe, und zugleich das Aechzen und Stöhnen ihres gegeißelten Propheten immer lauter und dringender vernahm, da wurde sie von einem solchen Entsetzen ergriffen, daß sie alle Kraft zum ferneren Kampfe verlor, die Segel eiligst aufspannte und sich nach den schützenden Schluchten der Felsen flüchtete.

Ihr werdet, meine lieben Kinder, das Mährchenhafte in dieser Erzählung bald auffin-

den; aber Züge nach dem heiligen Grabe durften zu jener fabelreichen Zeit nicht von Wundern und heiligen Legenden unbegleitet bleiben. — Nachdem die Christen in Asien gelandet waren, brachten sie Gott die gebührenden Dankopfer für ihre glückliche Rettung, und Bogislav sandte — zum Trost für seine bekümmerte Gemahlin und für seine getreuen Unterthanen —, auf einem sicilianischen Schiffe, das eben nach Europa hinübersegeln wollte, den vorerwehnten Boten nach Pommern ab. Dieser verbreitete durch seine fröhlichen Nachrichten einen allgemeinen Jubel, der um so lauter ward, da man den edlen Herzog schon seit einiger Zeit als todt beweint hatte. In allen Kirchen sandte man Dankgebete für die glückliche Rettung zum Himmel empor, und flehte um ferneren Schutz für den theuren Vater des Landes.

Nach manchen glücklich überstandenen Abentheuern erreichte die fromme Schaar das gelobte Land. Auf ihrer Reise hatten sie bald mit grossen Räuberhorden, von denen sie plötzlich überfallen wurden, zu kämpfen; und dann wieder die brennende Hitze der Sonne zu ertragen.

Hier mußten sie sich gegen die wüthenden Anfälle wilder Thiere vertheidigen; und dort waren sie in Gefahr in einer dürren Sandwüste vor Durst und Hunger zu verschmachten. Ueberall aber zeigte sich Bogislav als ein kühner, entschlossener Mann, und sein frommer, heldenmüthiger Sinn wurde durch die vielfachen Gefahren nur noch mehr bekräftigt. Sein Beispiel wirkte mächtig auf seine treue Schaar und begeistert von dem religiösen Zweck der Reise, ertrug jeder die Beschwerden derselben mit männlichem Muthe.

Nachdem sie in Jerusalem das Osterfest gefeiert, alle heiligen Oerter besucht und sich Vergebung der Sünden zugesichert hatten, kehrten sie wieder nach Europa zurück. Wind und Wetter waren ihnen günstig, und von raubsüchtigen Korsaren unangefochten, erreichte Bogislav mit drei und funfzig seiner Getreuen den Hafen von Venedig. Der Ruf von seinen heldenmüthigen Thaten war ihm vorangegangen, und hatte ihm die Verehrung und Bewunderung aller Venetianer gewonnen. Die Nachricht von seiner Ankunft erregte in der ganzen Stadt ein freudiges Getümmel.

Der Doge und der ganze Senat kamen dem Herzog in einer langen Reihe von Schiffen entgegen. Diese waren mit kostbaren seidenen und purpurnen Decken geziert, mit Blumen und Bändern ausgeschmückt und die Senatoren selbst mit venetianischer Pracht bekleidet. Bogislav ward mit großen Ehrenbezeugungen empfangen und auf der prachtvollen Gondel des Dogen im Triumph in die Stadt geführt. Man dankte ihm feierlich für die glückliche Rettung des venetianischen Schiffes und für die Eroberung eines feindlichen. Dichter und Mahler mußten seine heldenmüthige That verherrlichen; ja die ganze Begebenheit wurde in den Jahrbüchern von Venedig aufgezeichnet und so den Nachkommen überliefert, damit das Andenken an eine so tapfre und fromme That nicht untergehe.

Noch jetzt zeigt man in der alten Schloßkirche zu Stettin ein großes schönes Gemälde — das Werk eines gleichzeitigen italiänischen Künstlers —, das den Einzug des Herzogs in Venedig darstellt. In einem andern Gemälde ist der Kampf mit den Türken abgebildet. Der Herzog erscheint auf demselben — komisch genug!

— mit einem Bratspieß in der Hand, auf welchem sich noch die zum Braten aufgesteckten Hühner befinden. Eine alte Tradition erzählt nämlich, daß sich der Herzog bei dem ersten Angriff der Türken nach einer Wehre umgesehen, und in der Eil den Bratspieß ergriffen und damit so lange auf die eindringenden Feinde losgeschlagen habe, bis man ihm sein Schwert gebracht. Wer mag wissen, wie viel an dieser Geschichte wahr ist!

Die Gegenwart des Herzogs in Venedig wurde durch ununterbrochene Festlichkeiten gefeiert. Alles beeiferte sich dem hochherzigen Wallfahrer Achtung und Ehrerbietung zu beweisen. Man bewunderte die edle männliche Gestalt, den feurigen, muthvollen Blick und den hohen Adel in seinem ganzen Betragen. Sein Lob erscholl in der Stadt von Munde zu Munde; denn zu seinen hohen Tugenden gesellte sich eine edle Bescheidenheit, und diese setzt allen Verdiensten die Krone auf und erwirbt uns am sichersten die Herzen der Menschen.

Acht Tage lang hielt sich der Herzog in Venedig auf, so dringend man ihn auch zum

längeren Verweilen nöthigte. Eben so widmete er dem kaiserlichen Hofe nur zwei Tage; denn er sehnte sich nach einer zweijährigen Abwesenheit recht herzlich nach seiner lieben Gemahlinn und nach seiner väterlichen Heimath. Die Chronikenschreiber jener Zeit können nicht Worte genug finden, um den Jubel zu beschreiben, den seine Ankunft nicht nur im herzoglichen Schlosse und in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Pommerlande verbreitete.

Zwei und zwanzigster Abend.

Der Lootse Sören Nabben.

Ihr habt neulich, meine guten Kinder — so begann Vater Hellwig seine heutige Erzählung — Bürgers Lied vom braven Mann mit so großem Vergnügen gelesen, daß ihr nicht eher ruhetet, als bis ihr es eurem Gedächtnisse für immer anvertraut hattet. Das machte mir eine ungemeine Freude; denn ich sahe daraus, daß ihr Edelsinn und hohe Menschenliebe zu fühlen und zu schätzen wißt, und also auf dem Wege seyd, zu dem Besitz dieser herrlichen Tugenden selbst zu gelangen. Was ist edler und achtungswerther, als wenn der Mensch, der Gewalt furchtbarer Elemente männlich trotzend, drohenden Gefahren sich Preis gibt, nicht um irdischen Gewinn oder Ehre bei der Welt zu erlangen, sondern angetrieben durch die mächtige Stimme

seines Herzens, durch den inneren Ruf der Pflicht. In dem ruhigen Gang des Lebens zeigt sich uns selten Gelegenheit zu großen, kräftigen, ruhmvollen Handlungen; aber in dem Drange schwerer Zeiten, in dem entscheidendem Augenblicke der Gefahr, in dem Kampfe mit einem gewaltigen Schicksal, da gilt es ein rasches, muthiges Handeln und ein Gefühl, das uns das Rechte zeigt.

Der Edle faßt in wüthendster Gefahr
Die Säule seiner Pflicht. Darniederschmettern können
Die Wogen ihn bei ihr, doch ihn von ihr nicht trennen.

Ein solcher wackerer, edelmüthiger Mann ist auch der Lootse Sören Nabben zu Mardöe in Norwegen. Das felsigte, klippenreiche Ufer Norwegens drohet bei stürmischer Witterung jedem Schiffe, das sich auf dem trüglichen Elemente befindet, Verderben und Untergang. Deshalb wird eine Gesellschaft von Lootsen unterhalten, die den Bedrängten zur Hülfe eilen und sie in eine sichere Bucht führen müssen. Es ist

bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit diese Leute allen Gefahren des Meeres Trotz bieten, und sich auf ihren kleinen Booten, bei den heftigsten Stürmen, meilenweit in die hohe See hinauswagen, um Nothleidenden Beistand zu leisten, oder solchen Schiffen, die einen Hafen suchen, entgegen zu eilen. Ihr Leben steht dabei jeden Augenblick aufs Spiel und fast alle finden bei ihrem edlen Beruf, den Tod in den Wellen. Selten stirbt einer im Bette.

Unter allen diesen treflichen Männern zeichnet sich Sören Nabben vorzüglich aus, theils durch seine Unerschrockenheit und Entschlossenheit in Gefahren, theils durch die Geschicklichkeit und Sicherheit, mit der er sein Boot in der hohen See zu regieren weiß. Mit diesen Eigenschaften, die ihm selbst die Achtung und die Bewunderung aller seiner Geschäftsgenossen zugezogen haben, verbindet er eine seltene Hoheit des Geistes und eine wahrhaft edelmüthige Denkungsart, wovon folgende Begebenheit den besten Beweis gibt.

Der dänische Kommandeur Löwenöre wurde im Jahre 1793 auf der Rückreise von seiner Gesandschaft nach Marocco, an einem trüben,

stürmischen Novembertage, mit der königlichen Fregatte Gerner unter die Scheeren (d. h. unter die Klippen und Felsen) der norwegischen Küste getrieben. Fürchterlich tobte der Sturm und hoch thürmten sich die Wogen des Meers. Gewaltsam wurde das Schiff dem Lande zugetrieben und es war ohne Rettung verloren, wenn kein Lootse an Bord kommen und das Schiff in Sicherheit bringen konnte.

Die Mardöer Lootsen sahen von ihrer Warte die drohende Gefahr, in welcher sich die Fregatte befand; aber sie sahen auch zugleich den fürchterlich hohen Wogenschlag und die entsetzlichen Brandungen am Eingange des Hafens. Bei dem düstern, neblichten Wetter, bei dem furchtbar tosenden Sturm und hohen Wellengang, schien es auch dem Kühnsten und Erfahrensten unmöglich, mit dem kleinen Boote durchzukommen und den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Jeder Versuch schien ein gewisser Verlust des Lebens.

Auch dem Muthvollsten sank bei diesem Anblick das Herz; aber dennoch verzweifelte Sören Nabben nicht. Er wollte das kühne Wagstück

unternehmen, sein Boot bis an die Fregatte bringen, und einen Lootsen an Bord derselben aussetzen, wenn ihm nur noch Einer Beistand leisten wollte bei dieser gefährlichen That. Aber Niemand mag sein Leben an das Unmögliche setzen. Sören Nabben hört die Nothschüsse der Bedrängten; sie mahnen ihn heftig an seine Pflicht, sein kühner Geist erwacht in seiner ganzen Stärke und im edlen Eifer wendet er sich an seinen Sohn: "Du bist Lootse, wie ich — ruft er —; du kennst unsre Pflicht. Niemand will mit mir; du sollst. Ich bin dein Vater; dir kann ich befehlen. Also hinein ins Boot!"

Der Sohn gehorcht augenblicklich und beide besteigen mit banger Besorgniß, aber doch mit entschlossenem Muthe das Boot. Eben wollen sie abfahren — da tritt auch der Lootse Niels ins Boot und sagt: "Sören Nabben! mit dir will ich's wagen." Nun schießt das Boot pfeilschnell fort, und bald ist es den nachschauenden Lootsen unter dem Wogendrang verschwunden. Doch Sören Nabben lenkt es mit bewundrungswürdiger Kraft und Geschicklichkeit mitten

ten durch die wilden Brandungen. Wohl mochte man von ihm mit dem braven Bürger sagen:

Und kühn, in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
Kam der Erretter glücklich an.

Sören Nabben erreichte die Fregatte in dem Augenblick der höchsten Gefahr; aber ihr so nahe zu kommen, daß Niels am Bord derselben hätte aussteigen können, daran war bei dem hohen Seegange nicht zu denken. In solchen Fällen lassen sich die Lootsen vom Schiffe aus ein Tau zuwerfen, schnüren sich dasselbe fest um den Leib, stürzen sich so in die See und lassen sich dann am Schiffe hinaufziehen. So machte es auch hier der beherzte Niels. Sören Nabben blieb mit seinem Sohn im Boote, um bei der dicken Luft, der Fregatte den Weg zur Rettung zu zeigen.

Wohl hatte man noch mit großen Gefahren zu kämpfen und die heftige Brandung schleuderte beide Schiffe öfters wieder in die See zurück. Doch zuletzt zeigte sich das Glück dem Kühnen

günstig und die Fregatte kam glücklich im schützenden Hafen an. — So waren durch die Entschlossenheit eines Einzigen nahe an zweihundert Menschen vom Tode gerettet. Alle athmeten wieder freier, und ruhiger schlug ihnen das Herz, als vorher, in der beklommenen Brust. Jeder überließ sich der Freude und dankte Gott für die glückliche Rettung aus drohender Gefahr. — Und Sören Nabben, der Schöpfer dieser Freude, der Retter der Glücklichen, war ganz still nach Hause gegangen, und ließ nichts von sich weiter hören. Er hatte seine Pflicht gethan und dies war ihm genug.

Der Kommandeur fühlte, wie viel er den drei braven Männern zu verdanken hatte, und säumte nicht von der glücklichen Rettung der Fregatte höheren Orts Anzeige zu thun. Da er aber von dem, was auf der Warte vorgefallen war, nichts wußte, so hielt er natürlich den Lootsen, der die Fregatte mit sichtbarer Lebensgefahr bestiegen und sicher in den Hafen geleitet hatte, für die Hauptperson, und empfahl deshalb in einem Berichte, den er seinem Monarchen über seine Reise abstattete, den Niels ganz

besonders der königlichen Gnade. Von dem wahren Hergang der Sache wurde er erst später unterrichtet.

Der König, durch eine so muthige That angenehm überrascht, überschickte darauf dem Niels, zum Zeichen seiner Zufriedenheit, eine goldene Medaille; das wahre Verdienst aber blieb auch hier, wie so oft, unbelohnt. Das Zeichen der königlichen Gnade ward hierauf dem Niels in dem Städtchen Arendal, in Gegenwart der übrigen Lootsen, von dem Kommandeur selbst, zu eines Jeden Aufmunterung, feierlich eingehändigt. Er that dabei, was er vermochte, um des Sören Nabben heldenmüthige und menschenfreundliche That in ein glänzendes Licht zu stellen, und überreichte ihm im Namen der Schiffsgesellschaft sehr ansehnliche Geschenke. Aber der brave Mann fühlte doch den Vorzug, den Niels durch die königliche Auszeichnung vor ihm erhalten hatte. Ohne sich jedoch deshalb im geringsten zum Neide verleiten zu lassen — ein Laster, das nur in kleinlichen Seelen haftet —, wandte er sich mit Edelmuth zu seinem glücklichen Kameraden und sagte: "Niels,

„es kann wohl unter uns keine Frage seyn, wer
„die Medaille verdient hat, daß ich sie dir aber
„nicht beneide, und mich im Gegentheil deines
„Glücks herzlich freue, werde ich dadurch be-
„weisen, daß ich künftig, wie bisher, mein Le-
„ben wage, Menschen und Güter zu retten.„ —

Diese edle, großmüthige Denkungsart erwarb dem biedern Sören Nabben die allgemeine Achtung der Einwohner Arendals, und die wohlhabensten von ihnen wollten ihm gern ein bleibendes Denkmal ihrer Verehrung geben. Zu dem Ende ließen sie ihm eine große, schwere, silberne Kanne mit einer einfachen Inschrift überreichen, und diese mußte ihm der Oberlootse, bei einem dazu veranstaltetem Gastmale, feierlich überreichen. Der brave Mann vergoß bei dieser rührenden Scene Thränen der Freude, und noch jetzt ist ihm die Kanne das schönste und kostbarste Kleinod.

Ihr werdet euch noch erinnern, lieben Kinder, daß uns vor einigen Jahren ein treuer Freund meiner Jugend besuchte, der uns durch seine heitere, fröhliche Laune, durch die angenehmen Erzählungen von seinen Reisen und durch

sein meisterhaftes Klavierspiel, eine so schöne und vielfache Unterhaltung gewährte. Ach leider wandelt er nicht mehr unter uns; denn die unerbittliche Hand des Todes hat ihn uns, in den schönsten Jahren seines Lebens, entrissen. — Er hat mir die Geschichte, die ich euch eben mitgetheilt habe, erzählt, und um einen solchen braven Mann persönlich kennen zu lernen, ließ er sich mit einem seiner Freunde, auf seiner Reise durch Norwegen, von Arendal nach Mardöe, das nur eine halbe Meile davon liegt, hinüberrudern.

"Etlichemal waren wir schon vergebens in seinem Hause gewesen — erzählte er —; er war aber immer zur See. Endlich hatten wir das Glück, ihn zu finden. Er stand auf der Warte hinter seinem Hause und schaute hinaus in die weite See. Er ist ein Mann von vierzig bis funfzig Jahren, von mittlerer Statur, aber untersetzt und stark, und äuserst gewandt in seinen Gliedern. Sein Gesicht konnte ich nicht genug betrachten. Muth und Entschlossenheit, Offenheit und Biederkeit, waren auf dem ersten Blick darin zu lesen. Frei und lebendig in seinen Be-

wegungen spricht er mit Stärke, Munterkeit und Bestimmtheit, am liebsten von Schiffsbegebenheiten.„

“Wir brachten ihn auf die kühne Rettung der Fregatte; aber aus Bescheidenheit wollte er davon nicht sprechen, holte uns jedoch die silberne Kanne, die er uns mit großem Wohlgefallen zeigte, und dabei sagte: “Ich verdiene „zwar eine solche Auszeichnung nicht; denn ich „habe nur immer meine Pflicht gethan: aber „als einen Beweis der Liebe und Achtung mei„ner Mitbürger ist sie mir überaus theuer.„ — Rührend und herzergreifend war für uns die Erzählung von dem unglücklichen Tode seiner beiden Söhne, die das ganze Glück seines Lebens und die Hoffnung für sein nahes Alter ausmachten.

“In einem heftigen Sturm eilt er mit seinen beiden Söhnen einem nothleidendem Schiffe zur Hülfe. Er selbst geht an Bord des übelzugerichteten Schiffes und überläßt den Kahn seinen beiden, ihm so theuren Gefährten. Wie sie an den Eingang des Hafens kommen und sich ihnen eine fürchterliche Brandung entgegen

thürmt, sieht der unglückliche Vater, wie eine hohe Welle das Boot verschlingt und mit sich in den Abgrund reißt. Mit einem stummen Schmerze sah der kinderlose Vater hinab in das kalte Grab seiner Söhne.„

“Das war hart für einen Vater„ — sagte der wackere Sören Nabben mit einem tiefen Seufzer. — “Ich kam zurück als ein Reisender „auf einem fremden Schiffe, ohne Söhne, ohne „Boot. Ich hatte nur noch diese beiden am „Leben, und einer von ihnen war schon verhei„rathet. Lange konnte ich diesen Schmerz nicht „verwinden, und ich war nun bange vor dem „Wasser geworden. Die Kniee zitterten mir, „als ich zum erstenmal mein neues Boot betrat. „Aber Gott hat mir endlich meinen Muth wie„der gegeben; ich wäre doch sonst auch zu un„glücklich gewesen.„ — Wie tief rührte uns diese Sprache des Mannes!

“Eine fröhlichere Fahrt machte er in dem darauf folgenden Winter an einem Sonntage. Er brachte in seinem Boote einige Fremde, worunter auch Frauenzimmer waren, auf die andere Seite des Mardöer Hafens, nach der Tra-

möens Kirche. Unterwegs wird er weit in der See ein Schiff gewahr, welches durch seine Flagge zu erkennen giebt, daß es eines Lootsen bedürftig sey. Ohne sich zu besinnen, sticht er mit seinem Boote in die See, und kehrt sich wenig daran, daß es voll Fremden ist, die ihn aufs dringendste bitten, sie doch erst ans Land zu setzen. Sören Nabben aber, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, verfolgt sein Ziel, kommt bei dem Schiffe an, nimmt seine ganze Mannschaft mit an Bord desselben, und bringt alle glücklich in den Hafen.„ —

Und so habt ihr denn, lieben Kinder, einen Mann kennen lernen, der edel und biederherzig, seinen großen Beruf, Unglücklichen zu helfen und Bedrängten das Leben zu retten, mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt. Er lebt im eisigten Norwegen unbekannt und geräuschlos, im steten Kampfe mit dem gewaltigen Elemente, Tag und Nacht lauschend auf die Stimme der Unglücklichen. Arm und dürftig ist seine Hütte, und nur selten kann er feiern von seiner mühseligen Arbeit. Sein Name wird nicht gepriesen in den Jahrbüchern der Geschichte, wie die der

Helden und Eroberer, die ihre Größe mit dem Leben vieler Tausenden erkauften: aber sein Name steht geschrieben in den Herzen derer, denen er das Leben rettete, und Gott schaut gewiß mit größerem Wohlgefallen auf seine Hütte herab, als auf die Palläste derer, die einer Welt gebieten.

Drei und zwanzigster Abend.

Der Schiffbruch.

Am zwölften April des Jahres 1806 segelte der englische Kapitain Forrest mit dem, seiner Führung anvertrauten Schiffe Sidney, aus Port Jackson in Neu-Holland, um nach Bengalen zu schiffen. Welchen Weg er nehmen mußte, könnt ihr auf vorliegender Charte sehen. Er wollte hier durch Dampier's Meerenge gehn, und richtete sich dabei genau nach den Seecharten, welche man von diesem Gewässer hat. Leider war die Fahrt nicht so gefahrlos, als sie diese Charten darstellen; denn am zwanzigsten May, Nachts um ein Uhr, stieß das Schiff plötzlich auf eine höchst gefährliche Klippe.

Das Schiff füllte sich schnell mit Wasser; alles gerieth in Bestürzung und die allgemeine Unordnung wurde durch die Finsterniß der Nacht

noch vermehrt. Forrest hielt mit seinen Offizieren Rath, was man in dieser gefährlichen Lage für einen Entschluß fassen sollte. Alle waren einstimmig der Meinung, daß das Schiff unwiederbringlich verloren sey, und daß man es so schnell als möglich verlassen müsse. Die Böte wurden also zur Rettung des Schiffsvolks, das sich überhaupt auf 108 Mann belief, sogleich ausgesetzt. In das große Boot brachte man, ausser den unentbehrlichsten Geräthschaften, acht Säcke Reiß, sechs Faß Wasser und ein wenig eingesalzenes Rind- und Schweinefleisch. Mehr konnte man nicht mitnehmen, da die drei Böte für eine so große Mannschaft kaum hinlänglich Raum hatten.

Man blieb noch den ganzen folgenden Tag bis Nachmittags um fünf Uhr auf dem verunglückten Schiffe, worin das Wasser schon so hoch stand, daß man zur eigenen Rettung keine Zeit mehr zu verlieren hatte. Der Kapitain und der zweite Lieutenant Trounce stiegen mit 74 Seeleuten in das große Boot; der erste und dritte Lieutenant begaben sich mit sechszehn Matrosen in den Kutter, und in die Jolle stiegen sechszehn

holländische Malayen. In der Nacht wehete der Wind sehr heftig, und da das große Boot viel Wasser schöpfte, so mußte man es dadurch leichter machen, daß man fast alles Geräthe und zwei Faß Trinkwasser über Bord warf. Freilich kostete dies den Unglücklichen viel Ueberwindung; denn der Mensch trennt sich so ungern von dem theuer erworbenen Eigenthum und von den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens, besonders wenn er sich in einer bedrängten Lage, so fern von aller menschlichen Hülfe, befindet. Doch hier galt es die Rettung des eigenen Lebens, und dieser ist kein Opfer zu groß.

Die drei Böte hielten sich während der Nacht dicht neben einander und das große Boot bugsirte die Jolle, d. h. zog sie in einem Schlepptau hinter sich her. Als aber der Kapitain beim Anbruch des Tages merkte, daß der Kutter unweit besser segelte als das große Boot, so mußte dieser die Jolle bugsiren. Aber das vorher so ruhige Meer fing an zu tosen; ein heftiger Wind erhob sich, und nach einigen Stunden war das stürmische Meer in einem gewaltigen Aufruhr. Die Wogen gingen hoch; sie überwältigten end-

lich die Jolle und die sechszehn Unglücklichen, welche sich in derselben befanden, wurden vom Meere verschlungen.

Furcht und Entsetzen ergriff die Uebrigen bei diesem traurigen Anblick; denn auch ihnen schien ein ähnliches Schicksal bereitet. Doch der Himmel hatte ihren Untergang nicht beschlossen. Am fünf und zwanzigsten erblickten sie eine Insel, auf welcher sie Trinkwasser anzutreffen hofften. Nach ungefähren Berechnungen mußte diese Insel westwärts von den Admiralitätsinseln liegen. Der Kapitain, der dritte Lieutenant und zwanzig der rüstigsten Leute bewaffneten sich mit tüchtigen Keulen, die sie aus Neu-Caledonien mitgebracht hatten; denn das Feuergewehr und Pulver war durch heftige Regengüsse und eingedrungenes Wasser unbrauchbar geworden.

Hierauf naheten sie sich im Kutter dem Lande und erreichten auch, trotz der gewaltigen Brandung, das Ufer. Sogleich kamen einige von den Eingebornen herbeigelaufen und schienen über den Anblick der fremden Menschen äußerst erstaunt. Allem Anscheine nach hatten sie vorher noch keine Europäer gesehen. Sie waren groß und wohlge-

baut und, ihre hellbraune Farbe ausgenommen, in Gestalt und Gesichtszügen den Europäern sehr ähnlich. Sie gingen ganz nackt, trugen ihr Haar geflochten und über den Kopf hinausstehend. Besonders waren die Frauenzimmer sehr gut gewachsen und hatten sanfte und gefällige Mienen.

Die Engländer wurden am Strande von etwa dreißig Insulanern empfangen, die Jedem eine Kokosnuß überreichten. Das war für die hungrigen, entkräfteten Leute ein köstliches Labsal. Man machte ihnen verständlich, daß man Trinkwasser wünsche. Sie bedeuteten darauf ihren fremden Gästen durch Zeichen, daß sie ihnen in das Innere der Insel folgen möchten. Ohne in die Absicht der Insulaner Mißtrauen zu setzen, nahmen die Engländer den Antrag derselben unbedenklich an. Nachdem sie aber den Weg von etwa einer Stunde zurückgelegt hatten, wurden sie gewahr, daß man sie in ein tiefes Dickicht führte. Als der Kapitain zugleich bemerkte, daß der Haufe der Indianer immer zahlreicher wurde, hielt er es für bedenklich, weiter zu gehen, und kehrte mit seinen Leuten nach dem Strande zurück, wo er zu seinem größten Erstaunen wohl

hundert und funfzig Wilde, mit acht bis zehn Fuß langen Speeren bewaffnet, versammelt fand.

Einer von ihnen, ein Greis von ehrwürdigem Ansehn, der ihr Anführer zu seyn schien, näherte sich dem Kapitain und legte ihm seinen Speer vor die Füße, wodurch er die Europäer aufzufordern schien, auch ihre Keulen wegzuwerfen. Forrest bemerkte aber, als er seinen Blick von Ohngefähr nach dem Landungsplatze warf, eine Menge von Weibern, die am Kutter zogen und ihn mit aller Anstrengung ans Land zu bringen suchten. Da lief er mit seinen Leuten in aller Eil hinzu, um nur noch zu rechter Zeit das Boot zu erreichen. Die Wilden folgten ihnen auf dem Fuße nach und schwenkten, unter drohenden Geberden, ihre Lanzen; ja einige warfen sogar dieselben nach ihnen, trafen aber Niemanden. Ueberhaupt schienen die Wilden in der Behandlung ihrer Waffen äuserst ungeschickt und wenig geübt zu seyn.

Als die Weiber die Europäer auf sich zukommen sahen, ließen sie das Boot im Stich und liefen, unter einem gewaltigen Geschrei, eiligst

davon. Etwa zehn Schritte vom Ufer stieß ein Indianer mit seiner Lanze nach dem Kapitain; er traf ihn aber nicht, weil der dritte Lieutenant den Stoß abwendete. Man erreichte glücklich den Kutter, stieg ein und ruderte davon. In demselben Augenblick warfen die Indianer wohl an zweihundert Speere nach ihnen ab; ja einige liefen bis unter die Arme ins Wasser, um die Fremdlinge zu verfolgen. Nur ein einziger von diesen Speeren erreichte sein Ziel und verwundete den Koch des Schiffshauptmanns über dem Kinnbacken sehr gefährlich.

Nachdem unsere irrenden Seefahrer dies Abentheuer glücklich überstanden hatten, kamen sie nach einigen Tagen, ohne weitere Unfälle, nach Dampier's Meerenge. Da sie nun Land erreichen konnten, so bestand die Schiffsmannschaft fast einstimmig darauf, daß man sie ans Land setzen sollte. So viel Mühe sich auch Forrest gab, sie zur ferneren Beharrlichkeit zu bereden, so nahmen doch die Meisten keine Vorstellung an, und wollten lieber auf dem Lande ihre vielleicht doch mögliche Rettung suchen, als in den Böten den gewissen Hungerstod finden. Der

Kapi-

Ach das war ein köstlicher Fang, der neues Leben und neue Freude unter die Unglücklichen verbreitete. Mitten im Boote machten sie ein Feuer an und rösteten die willkommene Nahrung. Mit einem wahren Heißhunger fielen sie über den Hayfisch her, und obgleich dieser an hundert und funfzig Pfund schwer seyn mochte, so war doch am Abend nicht das Mindeste mehr davon übrig. Aber für diese Unmäßigkeit wurden sie hart bestraft Sie fühlten am folgenden Tage die heftigsten Schmerzen im Unterleibe, verloren fast alle Kräfte, und waren kaum im Stande, sich vom Lager zu erheben. Zwar minderte sich nach einigen Tagen das Uebel; aber doch mußten zweie mit dem Leben und dreie mit einem anhaltenden Fieber büßen. Die übrigen waren so muthlos, daß sie alles Ernstes an ihrer Rettung verzweifelten.

Am vierten Juli erblickten sie die Landspitze der Insel Java und fingen zu gleicher Zeit zwei Seestörche, die für sie alle eine angenehme, erquickende Mahlzeit abgaben. Am neunten, um Mitternacht, warfen sie den Anker auf der Höhe von Pulo Penang, an der westlichen Küste

von Sumatra. Beim Anbruch des Tages wollten sie sich der Insel nähern und zu dem Ende den Anker heraufziehen. Sie fühlten sich aber alle so erschöpft, daß ihre gesammten Kräfte nicht hinreichten, den Anker in die Höhe zu bringen. Sie machten deshalb mit der Flagge ein Nothzeichen, worauf ein Boot mit zwei Malayen zu ihrer Rettung herbei gerudert kam. Es war der letzte und dringendste Moment ihrer Erlösung; nur noch ein Tag, und sie wären wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen. Sieben Wochen lang waren sie nach dem unglücklichen Schiffbruch unstätt und flüchtig auf dem trüglichen Meere in einem leichten Boote umher geirrt, hatten Hunger und Durst, Furcht und Angst, Krankheit und Noth erduldet, und waren jetzt aus Mangel an Nahrung so matt und hinfällig, daß sich nur noch der Schiffshauptmann frei bewegen und umhergehen konnte. Deshalb war auch er nur im Stande, mit den Malayen ans Ufer zu setzen. Beim Landen fand er sich jedoch so schwach, daß er auf die Erde fiel, und in ein nahes Haus getragen werden mußte.

Alle Erfrischungen, die zu bekommen waren, wurden sogleich nach dem Boote geschickt, und die Unglücklichen erholten sich so schnell, daß sie schon am vierten Tage ihre Reise fortzusetzen vermochten. Am neunzehnten warfen sie auf der Höhe von Ratten-Eyland, bei Benkulen, die Anker. Hier traf Forrest einen alten Freund, den Kapitain Chauvetan, der ihn mit zuvorkommender Güte aufnahm. Auch der englische Resident, Herr Parr, suchte die Unglücklichen auf alle mögliche Weise für die ausgestandenen Drangsale zu entschädigen. Am siebenzehnten August verließ der Kapitain Forrest mit seinen Leuten Benkulen und segelte auf dem Schiffe Perseverance nach Penang, wo er nach zehn Tagen ankam.

Hier wurde er durch den Anblick seines dritten Lieutenants sehr angenehm überrascht. Nachdem dieser auf der Insel Ceram gelandet war, hatte er sich selbst mit den Mißvergnügten zu den Holländern begeben, und um Hülfe und Beistand in ihrer bedrängten Lage gebeten. Obgleich die Holländer damals mit den Engländern in einem Kriege verwickelt waren, so zeigten sie

sich doch gegen die Hülfsbedürftigen sehr menschenfreundlich. Sie starkten sie mit Speise und Trank, halfen ihnen mit allem Nöthigen aus und brachten ihr Schiff in eine sichere Bucht. Dies hatte die Abreise des Lieutenants verzögert, der auch überdem geglaubt hatte, der Hauptmann werde nicht länger auf ihn warten. Wahrscheinlich aber hatte er wohl selbst keine rechte Lust gehabt, wieder nach dem Boote zurückzukehren, und es mochte ihm bei den menschenfreundlichen Holländern, die mit Allem reichlich versehen waren, besser gefallen, als bei seinen unglücklichen Landsleuten, die an Allem Mangel litten und einer höchst traurigen Zukunft entgegen sahen.

Nachdem auch die andere Hälfte der Mißvergnügten auf der Insel angekommen war, setzten sie die Holländer auf zwei Schiffen nach Amboyna über, wo sie der dortige holländische Gouverneur, Cranstoun, mit einem Wohlwollen aufnahm, das ihm zur größten Ehre gereicht. Er zog den Lieutenant an seine Tafel, versah ihn mit den nöthigen Lebensmitteln und versorgte ihn und seine Leute mit Geld, ohne weder eine Quittung noch einen Schein darüber anzu-

nehmen. — Ein solches edelmüthiges Betragen, das auch im Kriege das Unglück, und im Feinde den Menschen ehrt, ist eine erfreuliche und wohlthuende Erscheinung.

Alle reiseten nun gemeinschaftlich von Periang nach Bengalen, wo sie von den Ihrigen mit Freude und Frohlocken empfangen wurden. Ach leider waren unter den Herbeieilenden, welche die Ankömmlinge begrüßen wollten, auch Gattinnen und Kinder, die nach ihren Männern und Vätern vergebens fragten.

Vier und zwanzigster Abend.

Das Weihnachtsfest in der Familie Thalheim.

Sonst sahen die Kinder der Thalheim'schen Familie dem Weihnachtsfeste mit froher Erwartung entgegen, und zählten Tage und Stunden bis zu jener erwünschten Zeit, in der sie jedesmal von ihren guten Eltern durch mancherlei schöne Geschenke überrascht wurden. Stunden lang konnten sie sich oft über die Freuden des vorjährigen Weihnachtsfestes unterhalten. Sie riefen sich alle die kindliche Wonne der ängstlich frohen Erwartung, der entzückenden Ueberraschung und des angenehmen Genusses in ihr Gedächtniß zurück, und malten sich darnach die Freuden des nahen Festes mit den lebhaftesten Farben der Hoffnung aus. Nicht wahr, lieben Kinder, ein

non
uou u

Vergnügen erwarten, ist auch schon ein Vergnügen? —

Wie pochte ihr Herz vor freudiger Ungeduld, wenn sich der letzte Tag vor dem Geburtsfeste Jesu hinabsenkte, und die Dämmerung des heiligen Abends sich auf dem Erdkreise verbreitete. Dann wurden sie allein in ein Zimmer geführt, unterdeß die Eltern im großen Saale die Geschenke ordneten. Hier theilten sie sich mit immer wachsender Neugierde ihre Gedanken über die Dinge mit, die da kommen sollten, und nicht selten hatten sie schon manches von dem errathen, womit man sie überraschen wollte. Die Mutter hatte sich mehrere Tage lang mit einer Nähterin eingeschlossen — das deutete natürlich auf neue Kleider für Friederiken und Karolinen. Der Vater hatte den Tag vorher ein Packet mit Büchern aus der Stadt erhalten — wozu konnten sie anders bestimmt seyn, als zu Weihnachtsgeschenken für die Kinder? Man hatte in dem Zimmer des Vaters die Töne einer Drehorgel gehört — wer konnte die anders erhalten, als der kleine Ludwig? Das alles riefen sich die Kinder in der Stunde ungeduldi-

ger Erwartung ins Gedächtniß zurück, und theilten es sich einander zutraulich mit.

Endlich kam die Mutter und führte sie hin zu dem Orte, worin alle die längst ersehnten Freuden verschlossen lagen. Jetzt öfnete sich die Thür und der Glanz von tausend Lichtern strahlte ihnen entgegen. Die Wand- und Kronenleuchter waren alle mit brennenden Lichtern besetzt, und jedes der Kinder hatte noch einen hohen Christbaum, der von einer Menge kleiner Wachskerzen glänzte. — Voll staunender Bewunderung blieben die Kinder einige Augenblicke über in der Thüre stehen und durchliefen mit neugierigem Auge die lange Reihe von köstlichen Geschenken, um zu erspähen, was wohl Wilhelmen oder Friederiken, Ludwigen oder Karolinen zugedacht sey. Dann liefen sie freudig auf die Eltern zu, die mit einer heitern Miene zur Seite standen und sich an dem Eindruck ergötzten, den die plötzliche Ueberraschung auf die Kinder machte. Ach es giebt für die Eltern keine größere Freude, als gute Kinder recht froh und glücklich zu sehen.

Die Kinder dankten mit zärtlichen Liebkosungen und mit lautem Jubel für die schönen Geschenke, welche die Eltern einem Jeden anwiesen. Freude, Staunen, Bewunderung, wechselten in der Seele der Kinder, und es währte lange, ehe sich das wogende Meer der Empfindungen etwas beruhigte und das Gemüth zu einer stillen, freudigen Besonnenheit kommen ließ. — Doch, warum soll ich euch, lieben Kinder, Empfindungen schildern, die ihr schon öfters in eurem Leben selbst gehabt habt. Ich will euch dafür lieber die Geschichte der letzten Weihnachtsfeier in der Thalheim'schen Familie erzählen. Ach! leider konnten sich die guten Kinder diesmal nicht mit der alten gewohnten Herzlichkeit freuen; denn viele traurige Unfälle hatten, aus dieser sonst so glücklichen Familie, alle Freude und Heiterkeit verscheucht.

Bei dem Ausbruche des letzten, ach in seinen Folgen so verderblichen Krieges, war der älteste von den Kindern, Wilhelm, da er noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hatte, als Fahnenjunker mit in den Krieg gezogen. Er war ein rascher, feuriger, unternehmender Knabe,

der sich von Kindheit an am liebsten in Gottes freier Natur umher tummelte, und kein Ungestüm der Witterung, weder Sturm noch Regen, weder Frost noch Hitze, scheute. Schon im zehnten Jahre konnte er die höchsten Bäume ersteigen, über breite Gräben wegspringen und des Vaters Reitpferd regieren. Dabei war sein Charakter offen und ohne Falsch, sein Herz voll Abschen gegen jedes Böse und Schlechte, aller Lüge und Unredlichkeit abhold. Er hat viele leichtsinnige, aber nie schlechte Streiche begangen.

Wenn ihm der Vater die Thaten großer Helden erzählte, oder Beispiele von Tapferkeit, Entschlossenheit und Vaterlandsliebe anführte, so glühete ihm die Wange und sein schwarzes Auge funkelte. Solchen Männern gleich zu werden und wie sie für Freiheit und Vaterland zu kämpfen und wenn es seyn mußte, auch zu sterben: das war sein fester, feuriger Entschluß. Die Natur schien ihn also ganz vorzüglich zu dem Berufe eines Kriegers bestimmt zu haben. Als sich deshalb die Nachricht von dem ausbrechenden Kriege verbreitete und es den Kampf galt für König und Vaterland, da drang er in den Va-

ter mit stürmischen Bitten, ihn mit in's Feld ziehen zu lassen. Der Vater gab seinen Bitten nach und verschaffte ihm bei einem Infanterie-regimente die Stelle eines Fahnenjunkers. Der Abschied war für Eltern und Geschwister schmerzhaft; Wilhelm aber ging mit Freudigkeit dahin, wohin ihn ein innerer Beruf trieb

In der großen blutigen Schlacht, welche sein König bald darauf den Feinden lieferte, trug Wilhelm die Fahne mit freudigem Muthe, fest entschlossen, lieber sein Leben, als das ihm anvertraute Kleinod, zu lassen. Der furchtbare Donner, der aus tausend Feuerschlünden hervorkrachte, und Tod und Verderben um sich her verbreitete, erschreckte ihn nicht. Das Aechzen der Sterbenden und das Gewinsel der Schwerverwundeten trieb zwar sein Blut in schnellere Wallung; aber verscheuchte auch jeden Gedanken von Furcht und Rettung aus seiner Seele. Es sanken viele zu seiner Rechten und zu seiner Linken; aber er stand fest und ruhig da, und schaute mit seinem feurigen Auge dem trotzigen Feinde in's offene Antlitz. Die ihm zur Seite standen, bewunderten den Heldenmuth und die Furchtlo-

sigkeit eines Knaben, der zum erstenmal Zeuge von allen den schrecklichen Auftritten einer Schlacht war, und doch eine Ruhe und Besonnenheit zeigte, als wäre er mit alle dem schon längst vertraut.

Lange hatten die bekümmerten Eltern nach dem unglücklichen Ausgang dieser Schlacht nichts von ihrem geliebten Wilhelm erfahren. Nach mehreren Wochen aber brachte ihnen einer von den Flüchtlingen die Nachricht, daß er ihn im Getümmel der Schlacht habe fallen gesehen. Ein unendlicher Schmerz ergriff die Eltern bei dieser traurigen Botschaft, und ihre Seele wurde mit tiefer Wehmuth erfüllt. Ach, es giebt für Eltern keinen größeren Schmerz, als wenn sie ein gutes Kind, das sie unter Mühen und Sorgen auferzogen haben, und das sie zu den herrlichsten Hofnungen berechtigt, dahinsterben sehen! Ein süßer Trost für Wilhelms Eltern lag in der Ueberzeugung, daß er in seinem Berufe, für sein theures Vaterland und für einen geliebten König gestorben sey.

Bald darauf zog sich der Schauplatz des Krieges nach der Gegend hin, in welcher der

Herr von Thalheim sein Landgut besaß, und durch Raub, Plünderung, Kriegsfeuer und andere Uebel, die immer im Gefolge des Krieges sind, litt er einen sehr bedeutenden Verlust an seinem Vermögen. Schreck und Gram zogen der Frau von Thalheim eine schwere Krankheit zu, und man sah den Arzt bedenklich die Achseln zucken. Ach wie viel Jammer und Zerrüttung mag nicht dieser unselige Krieg in tausend und abertausend Familien gebracht haben! Auch in der Thalheim'schen, vordem der Wohnsitz stiller häuslicher Glückseligkeit, hatten alle jene traurige Begebenheiten Kummer und Betrübniß verbreitet.

Die Kinder hatten es fast ganz vergessen, daß Weihnachten vor der Thür war, und wenn sie auch daran dachten, so erstickte doch der Gedanke an ihren verstorbenen Bruder, an die kranke Mutter und an die erlittene Plünderung, jede Regung der Freude. So war der heilige Abend herangekommen und der Vater vertheilte mit wehmüthigem Herzen einige Geschenke unter die Kinder. "Freuen können wir uns heute nicht, meine guten Kinder, sagte er; denn um

euren Bruder Wilhelm fließen noch unsere Thränen. Ach! und vielleicht folgt ihm eure gute Mutter bald in die Ewigkeit und wir stehen dann hier und sehen den beiden Verklärten mit bangem Herzen nach. Es ist eine böse, schreckliche Zeit, meine geliebten Kinder, und nur Wenige mögen sich dieser festlichen Tage recht herzlich freuen. Unter Blut und Thränen wird diesmal die Geburt unsers Heilandes gefeiert.„

“Lieber Vater, sagte die sanfte, gefühlvolle Friederike — ein gutes braves Mädchen von dreizehn Jahren —, und hättest du uns heute die kostbarsten Geschenke gemacht, wir könnten uns doch nicht freuen; denn wir können unsre Freude nicht mehr mit dem geliebten Bruder theilen, und die gute Mutter liegt unter heftigen Schmerzen auf dem Krankenlager. Welche Güter der Welt könnten uns da erfreuen! — Und wohin man im Dorfe nur blickt, da sieht man Thränen und Jammer. In dem Hause unsers Nachbars, Ehrenfried, sieht es traurig, ach! recht traurig aus. Die armen Leute haben durch Plünderung Alles verloren, was sie sich

durch

durch Jahrelangen Schweiß mühsam erworben hatten. Sie haben nichts behalten, womit sie ihren Hunger stillen und ihre Blöße decken könnten. Ich habe ihnen einige Wäsche und Kleidungsstücke hinübergetragen und ihnen täglich zweimal zu Essen geschickt. Aber, du guter Gott! sie mögen doch mannigmal mit den armen Kindern Hunger leiden müssen; denn der Armen und Nothleidenden im Dorfe sind gar zu viele und man hat uns selbst nur wenig gelassen.„ —

"Am vergangenen Sonntage ging ich hinüber mit einem Körbchen voll Speisen. Die Kinder spielten in stiller Vertraulichkeit auf dem Hofe. Sie kamen freudig auf mich zugesprungen und aßen die Aepfel und Butterbrote, die ich unter sie vertheilte, mit großem Appetit. Leise und unbemerkt trat ich in die Stube. Da standen die beiden Alten am Fenster und sahen die Leute in die Kirche gehen. Das Haupt der Frau ruhete auf der Schulter des Mannes, der seine Hände gefaltet und seinen Blick zum Himmel gerichtet hatte. Ein tiefer Seufzer drängte sich aus seiner gepreßten Brust hervor; dann ward er ruhiger und sagte in einem tröstenden

Tone zu seiner Frau: "Weine nicht, meine „gute Marthe; Gott wird uns nicht verlassen. „Er speiset die Vögel unter dem Himmel und „kleidet die Lilien auf dem Felde: sollten wir „denn nicht viel mehr seyn, als jene? Er, der „den jungen Raben ihr Futter giebt, wird sich „auch über uns erbarmen. — Hörst du den „frommen Gesang der Gemeinde im Hause des „Herrn? Ach sie beten zu dem Gott der Lie„be; der auch unser Vater ist, ohne dessen „Willen kein Haar von unserm Haupte fällt.„

"Als er dies gesagt hatte, blätterte er in einem Gesangbuche, als suche er ein tröstendes Lied. Ich aber war tief gerührt, setzte mein Körbchen auf den Tisch und schlich mich leise zur Thüre hinaus.„ — Dem Vater standen bei dieser Erzählung die Thränen in den Augen. Das theilnehmende, gefühlvolle Herz seiner Tochter und das Unglück der armen Familie rührten ihn gleich sehr. "Wer mag deine Fügungen, wer „mag die Absichten deiner erziehenden Weisheit „durchschauen, allliebende Vorsicht?„ — rief der Vater aus, und drückte seine geliebte Friederike an sein Herz.

"Ich bin auch einmal mit drüben gewesen bei Ehrenfried's, sagte der kleine zehnjährige Ludwig, und die armen halbnackten Kinder haben mich recht gejammert. Da sagte ich zur Schwester Friederike: "Weißt du was? „wir wollen den Kindern ein kleines Weih„nachtsgeschenk machen. Da werden sie sich „recht freuen! Die armen Eltern werden ih„nen so nichts geben können.„ Friederike und Karoline willigten mit Freuden ein. Wir öffneten unsre Sparbüchsen. Friederike hatte achtzehn Thaler; ich hatte funfzehn und Karoline sechs Thaler. Das alles legten wir zusammen, trugen's zum Schneider Martin und ließen den Kindern warme Kleider machen. Heute Mittag hat der Schneider alles gebracht, wir legen noch einige Spielsachen dazu, die wir vom vorigen Weihnachten haben, und bescheren es heute Abend den Kindern.„

Der Vater, höchst erfreut über die Herzensgüte seiner Kinder, willigte mit Freuden in das Vorhaben derselben, und ging dann zu der kranken Mutter, um ihr zu erzählen, was so eben zwischen ihm und den Kindern vorgefallen war.

Das war eine köstliche Stärkung für das Herz der leidenden Mutter, und sie dankte Gott mit Thränen im Auge, daß er ihr so gute Kinder gegeben habe. Unterdeß holte Friederike die Kleidungsstücke, und Ludwig und Karoline suchten das Spielzeug hervor. Alles wurde in Ordnung gelegt und die vorjährigen Christbäume angesteckt. Dann ließ der Vater den Nachbar Ehrenfried, dessen Frau und Kinder rufen, und mit stiller Freude erwarteten nun die guten Geschwister die Ankunft derselben.

Es währte auch nicht lange, so kam Ehrenfried mit seiner Marthe und mit seinen fünf Kindern. Alle waren schlecht und nothdürftig gekleidet und aus ihren Gesichtern sprach Kummer und Elend. "Meine Kinder haben den eurigen eine kleine Freude zum Weihnachtsfeste machen wollen, sagte der Herr von Thalheim. Von ihrem ersparten Gelde haben sie ihnen für den Winter warme Kleidungsstücke machen lassen und etwas Spielzeug hinzugefügt. Da liegt es ausgebreitet auf dem Tische. Geht hin, lieben Kinder; Friederike wird einem Jeden das Seine anweisen. — Damit ich nun

aber, fuhr er zu den Alten fort, meinen Kindern an Mitleid und Edelsinn nicht nachstehe, so will ich euch für dieses Jahr die Pacht erlassen und so lange, bis ihr euch wieder etwas verdienen könnt, erhaltet ihr für euch und eure Kinder Essen aus meiner Küche und Holz aus meinem Holzstalle.„

Wer vermag es, die Freude der beiden Alten und ihrer Kinder zu beschreiben? Man muß dergleichen Scenen selbst mit angesehen haben; um sich eine treue und lebhafte Vorstellung davon machen zu können. Es giebt Gefühle und Empfindungen, die sich durch keine Sprache ausdrücken, durch keine Kunst darstellen lassen. Man muß selbst einmal ein großes Unglück erlitten, muß selbst mit den Seinigen Mangel und Elend erduldet haben, um sich einen Begriff von der Freude machen zu können, die unser ganzes Wesen durchdringt, wenn uns eine menschenfreundliche Hand aus dem Elende emporhebt, uns die schwerdrückende Last der Gegenwart erleichtert und die dunkle Zukunft freundlich erhellt. — Da standen die ehrwürdigen Alten, blickten mit Thränen des Danks zu Gott empor

und dann wieder auf ihren Wohlthäter, dem sie vor Rührung kein Wort sagen konnten. Und die Kinder blickten all' die herrlichen Sachen, die man ihnen beschert hatte, mit staunender Bewunderung an und konnten sich lange nicht überzeugen, daß ihnen dies Alles gehöre.

Und der Herr von Thalheim mit seinen Kindern?

O das Gefühl ist himmlisch schön,
Wenn wohlgethan wir haben!

Die Thräne des Danks, der freudige Ausdruck des gerührten Herzens — das ist der schönste Lohn für eine gute Handlung, für eine erzeigte Wohlthat. Wer aus anderen Gründen Gutes thut, der hat seinen Lohn dahin. — Aber die weise und gütige Vorsehung läßt das Gute, das aus reinem Herzen und ohne sträfliche Nebenabsichten gethan wird, nie unbelohnt, und früher oder später segnet sie es uns mit den besten Folgen.

Hier schien Gott die edle That des Herrn von Thalheim auf der Stelle vergelten zu wollen. Denn noch benetzte der alte Ehren-

fried die Hand seines Wohlthäters mit seinen Thränen; noch blickte die treue Marthe mit stiller Rührung auf ihre entzückten Kinder; noch liefen diese mit ihren Geschenken in freudiger Eile umher und zeigten sich, was sie bekommen: siehe da öffnet sich die Thür! ein Fremder tritt, in einem Reisemantel gehüllt, herein und fliegt in die Arme des Herrn von Thalheim. — Wilhelm war es, der todtgeglaubte, mit tausend Thränen beweinte Wilhelm. — Er war nicht auf dem Schlachtfelde geblieben; sondern eine Kartätschenkugel, die ihm durch die rechte Lende gegangen war, hatte ihn niedergestreckt. In dem Augenblicke muste sich sein Regiment zurückziehen; er überreichte die Fahne dem Adjutanten, der zu Pferde war, und erwartete dann ruhig sein Schicksal.

Er ward von dem rasch vorwärts dringendem Feinde gefangen genommen und nach Jena in ein Lazareth gebracht. Ein geschickter Wundarzt und eine sorgfältige Pflege brachten ihn in sechs Wochen so weit, daß er ohne sonderliche Schmerzen wieder auftreten konnte. Nach acht Wochen trat er die Ruckreise zu seinen Eltern

an, an welche, wegen des unterbrochenen Postenlaufs, keiner von seinen abgeschicktem Briefen gekommen war. Wilhelm kam gerade am heiligen Abend vor Weihnachten in Thalheim — so hieß das Landgut seines Vaters — an, stieg ganz unbemerkt bei dem Prediger des Dorfes ab, und wollte seine Eltern und Geschwister gerade zu der Zeit überraschen, in welcher gewöhnlich die Weihngchtsgaben vertheilt wurden.

Ihr könnt euch, lieben Kinder, das Entzücken des Vaters und der Geschwister denken, als sie den geliebten Wilhelm wieder in ihre Arme schließen und an ihr Herz drücken konnten. Der Vater besonders war ganz ausser sich vor Freude, umarmte den alten Ehrenfried und rief ihm zu: "O freue dich mit mir, Alter, „denn ich habe meinen Sohn wieder gefunden, „der verloren war!„ — Friederike, Ludwig und Karoline hingen sich an ihren Bruder, und wollten ihn nicht wieder loslassen, als fürchteten sie sich, ihn noch einmal zu verlieren.

Der Vater war weggegangen, um die Mutter auf die Erscheinung ihres Sohnes vorzube-

reiten; aber seine Freude war zu lebhaft, als daß er sie lange hätte verbergen können. Die Mutter fühlte sich wie neubelebt, als sie die Ankunft ihres Wilhelm's erfuhr. Und als sie ihn nun wirklich an ihr Herz drückte; als sie aus seinem Munde den süßen Namen: "Mutter!" hörte; als sie in seinen Augen die Thräne des Entzückens sah: die Empfindungen, welche da ihr Herz durchdrangen, vermag ich euch, lieben Kinder, nicht zu schildern.

Fünf und zwanzigster Abend.

Die Strafe bleibt nicht aus, oder die Sprache der Geschichte.

Ich hatte euch vor einiger Zeit, meine geliebten Kinder, die traurige Geschichte Konradins von Schwaben erzählt (man sehe den ersten Theil vom Vater Hellwig, Seite 226 bis 255), und so wie ihr dem unglücklichen Prinzen euer ganzes Mitleid schenktet, so wurdet ihr mit dem lebhaftesten Unwillen gegen den grausamen Karl von Anjou erfüllt. Um sich einen Thron zu sichern, den er mit Gewalt und Unrecht erlangt hatte, ließ er einen Prinzen, der die rechtmäßigsten Ansprüche auf denselben hatte, unter dem Beil des Henkers fallen. Deutschland that nichts, um den Tod seines unglücklichen Sohnes zu rächen; denn es war selbst in einer

zerrütteten Lage und wurde von innen und aussen durch gewaltsame Stürme bedroht. Aber das Schicksal selbst übernahm die Blutrache des unschuldig Ermordeten, und die rächende und strafende Nemesis ereilte den Frevler.

Der König Karl fühlte wohl, daß er sich durch jene schändliche Handlung die Liebe und Treue seiner Unterthanen nicht verschaffen konnte; er zog also ganze Schaaren von Franzosen ins Land, machte ihnen sehr ansehnliche und kostbare Geschenke, übergab ihnen die wichtigsten und einträglichsten Stellen, und erlaubte ihnen die härtesten Bedrückungen gegen seine neue Unterthanen, von denen er selbst nur mit Spott und Verachtung sprach. Alle Provinzen des Reichs waren von diesen Ausländern überschwemmt, welche sich durch Uebermuth, Raubsucht und das sittenloseste Betragen verhaßt machten. Die neue Regierung wurde verabscheut und man wünschte sich die alten glücklichen Zeiten der Hohenstauffen zurück. Auch die italiänischen Fürsten fürchteten Karls Herrsch- und Eroberungssucht, und viele bereueten den Beistand, den sie dem Könige zu ihrer eigenen Unterdrückung geleistet hatten.

Mehr noch als in Neapel äusserte sich die Unzufriedenheit des Volks mit der französischen Herrschaft in Sicilien. Diese schöne und fruchtbare Insel wurde durch Statthalter regiert, die sich die gewaltsamsten Bedrückungen erlaubten und nach Recht und Gerechtigkeit wenig fragten. So drückend auch die Abgaben waren, welche die unglücklichen Sicilianer entrichten mußten; so frech und willkürlich auch ihre alten Rechte und Freiheiten verletzt wurden: so durften sie doch ihre Klagen nicht laut werden lassen, wenn sie nicht als Aufwiegler und heimliche Anhänger der Hohenstauffen angeklagt, aus dem Vaterlande vertrieben, aller ihrer Güter beraubt, oder ins Gefängniß geworfen werden wollten. Wenn es ansehnliche Aemter zu besetzen, oder reiche Pfründen zu vertheilen gab, so mußten die Eingebornen den Franzosen jederzeit nachstehen. Alle öffentliche Verhandlungen und Gesetze wurden nicht in der, ihnen so theuren Muttersprache, sondern in der Sprache des Auslandes abgefaßt. Kein Vater durfte seine Tochter ohne die besondere Erlaubniß der französischen Behörde verheiraten, und hatte sie Vermögen, so gestat-

tete man ihre Verheiratung nur mit einem Franzosen. An mehreren Orten wurde der Befehl gegeben: daß jeder Einwohner sein Gold und Silber in den königlichen Schatz abliefern, und die Reicheren einen Theil ihres Vermögens zum Dienste des Staats hergeben sollten.

Ein solches ungerechte und despotische Verfahren mußte die Gemüther der Sicilianer mit einem lebhaften Abscheu gegen diese Regierung erfüllen. Der Italiäner ist schon von Natur sehr reizbar und oft lodert bei der geringsten Anreizung seine Leidenschaft in hellen Flammen auf. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn die schwerbedrückten Sicilianer im Stillen auf Rache gegen ihre Unterdrücker sannen. Doch hegten sie gegen den König ein besseres Vertrauen, als gegen seine Stellvertreter, und glaubten, daß er die Ungerechtigkeit der Statthalter selbst mißbilligen würde, sobald man ihn davon gehörig unterrichtet habe. Deshalb schickten sie eine Gesandschaft nach Neapel, welche ihre gerechten Klagen vor dem Throne des Monarchen niederlegen, und um ein milderes Schicksal bitten sollten. Diese fand auch ein geneigtes Gehör

und der Oberstatthalter oder Vicekönig von Sicilien, Herbert von Aurellon, erhielt den Befehl: die Klagen des Volks zu untersuchen, die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen und sie strenge zu bestrafen. Aber dann hätte Herbert mit seiner eigenen Bestrafung anfangen müssen, denn er war der Uebermüthigste von Allen. Von ihm kamen ja die grausamen Gesetze und Verordnungen, und er billigte im Stillen alle Bedrückungen, die sich seine Landsleute gegen die Sicilianer erlaubten. Der Befehl des Königs wurde also nicht ausgeführt, und die Einwohner, unter Androhung der härtesten Strafe, zur Ruhe verwiesen.

Nach diesem fruchtlosen Versuch, den die Sicilianer zur Verbesserung ihrer traurigen Lage gethan hatten, schickten sie zwei ihrer vornehmsten Geistlichen als Abgesandte an den Papst, der die Oberlehnsherrschaft über Sicilien übte, um bei ihm Schutz und Erleichterung zu suchen. Ueber diesen Schritt im höchsten Grade aufgebracht, ließ der König die Abgesandten bei ihrer Rückreise aufgreifen und ins Gefängniß werfen. Ungeachtet ihres ehrwürdigen Alters und ihres

großen Ansehns — der eine von ihnen, Bartholomäus Parti, war Bischof, und der andere, Johann Marino, ein durch seine Weisheit und Gelehrsamkeit berühmter Dominikanermönch —, wurden sie sehr hart behandelt, so daß der letztere im Gefängniß starb. Die Sicilianer bedrohete Karl mit seinem ganzen Zorn. Von ihm war nun also keine Hülfe mehr zu erwarten.

Jeder edle Sicilianer fühlte einen tiefen und gerechten Schmerz über das Unglück und die Schmach seines Vaterlandes, und er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um das eiserne Joch der Knechtschaft abzuwerfen, und die verhaßten Ausländer für ihren Uebermuth auf eine empfindliche Weise zu züchtigen. Niemand aber fühlte das harte Schicksal seines Vaterlandes tiefer, als Johann von Procida, ein edler vornehmer Sicilianer, der außer der kleinen Insel Procida mehrere reiche Landgüter auf Sicilien besaß, und wegen seines edelmüthigen, männlichen Charakters, wegen seiner oft bewiesenen Tapferkeit und Klugheit, und wegen seiner gelehrten Kenntnisse in der Arzeneikunde, allgemein geschätzt war. Er war immer ein treuer

Anhänger der Hohenstauffen gewesen und hatte noch für den letzten Sprößling dieses Hauses, für den unglücklichen Konradin, ritterlich gefochten. Dafür aber wies ihn auch Karl von seinem Hoflager, zog seine Güter auf Sicilien ein, und ließ sein ganzes Betragen sehr strenge beobachten.

Procida durchreisete in der Kleidung eines Landmanns die ganze Insel, hörte allenthalben die Stimme der Unzufriedenheit und des Mißmuths, und dieser Stimme vertrauend, entwarf er einen kühnen Plan zur Befreiung seines Vaterlandes. Er theilte denselben im Verborgenen mehreren wackeren Männern mit, die ihm mit Freuden, zur Rettung ihrer Freiheit, die Hand boten; und so verließ er nun die Insel, um nach Spanien, an den Hof des Königs von Arragonien, Pedro's des Dritten, zu gehen. Dieser hatte die Constantia, eine Tochter des Herzogs Manfred, zur Gemahlin, welche nebst ihrer Schwester Bianka, die sich in Neapel in gefänglichem Verwahrsam befand, den letzten noch lebenden Sprößling des Hohenhauffischen Hauses ausmachte. Der König und

seine

seine Gemahlin nahmen den treuen Freund ihres Hauses mit ausgezeichneter Huld auf, beschenkten ihn mit ansehnlichen Gütern im Königreich Valencia, und bekleideten ihn mit den ersten Würden des Reichs.

Jetzt vereinigte sich das Gefühl der Dankbarkeit mit der treuen Liebe zum Vaterlande, und bestärkte ihn noch mehr in dem Entschluß, die Krone von Neapel und Sicilien den Franzosen zu entreißen und sie dem arragonischen Königspaare, welches das nächste Recht darauf hatte, zu übergeben. Deshalb gab er sich insgeheim nach der Insel Malta und von hier aus in verstellter Kleidung nach Sicilien. Hier wurde er von seinen Freunden mit herzlicher Freude empfangen, und allenthalben als der längst ersehnte Retter des Vaterlandes begrüßt. Nachdem er sich mit seinen treuen Anhängern über die zweckmäßigsten Mittel zur Befreiung des Vaterlandes vereinigt, und die Stimmung des Volks ganz seinen Wünschen gemäß gefunden hatte, beschloß er, zur größern Sicherheit seines Unternehmens, auch auswärtige Mächte um Beistand und Unterstützung anzuflehen.

Zu dem Ende ging er als Barfüßermönch nach Rom, erhielt eine geheime Audienz bei dem Papste Nikolaus dem Dritten und legte ihm den Plan zur Rettung seines tief gebeugten Vaterlandes vor. Der Pabst, den ein persönlicher Haß gegen die Franzosen und feindselige Familienzwiste zu einem geheimen Gegner Karls von Anjou gemacht hatten, nahm Procida's Vorschläge mit der größten Bereitwilligkeit auf, und versprach, den König von Arragonien mit der Krone von Neapel und Sicilien zu belehnen, wenn es den Verschwornen gelingen sollte, die Franzosen aus dem Lande zu treiben.

Von Rom setzte Johann von Procida, in derselben Verkleidung, seine Reise nach Constantinopel fort, um den damaligen Beherrscher des griechischen Reichs, den Kaiser Michael Paläologus für seinen Plan zu gewinnen. Auch dieser hörte Procida's Vorschläge mit der lebhaftesten Freude an, und machte sich zu ansehnlichen Geldbeiträgen anheischig; denn er wußte, daß der kriegerische und ländersüchtige Karl den Entschluß gefaßt hatte, das abendlän-

dische Kaiserthum mit einer ansehnlichen Macht anzugreifen, Constantinopel zu erobern und den Michael vom Thron zu stürzen. Schon war Karl mit den Rüstungen zu dieser Unternehmung aufs eifrigste beschäfti t, und eine bedeutende Kriegsmacht wartete nur auf den Befehl, sich einzuschiffen. Wie willkommen müßte da für den Kaiser Michael Procida's Bothschaft seyn und wie bereitwillig wird er sich da nicht zu jeder Hülfsleistung gezeigt haben.

Nachdem sich nun Procida der Unterstützung des Papstes und des griechischen Kaisers gewiß gemacht hatte, ging er nach Spanien zurück, und forderte den König von Arragonien im Namen seines unterdrückten Vaterlandes auf: zur Eroberung der Krone beider Sicilien die Waffen zu ergreifen. Lange zögerte Pedro mit einer entscheidenden Antwort; denn er fürchtete Karls Macht und Waffenglück. Aber die stürmischen Bitten seiner Gemahlin, und die lockende Aussicht zu einer bedeutenden Vergrößerung seiner Herrschaft, besiegten endlich jede Bedenklichkeit, und er willigte in die Vorschläge des edlen Sicilianers. Um indeß die Sache so lange als

möglich verschwiegen zu halten und Karln keine Veranlassung zum Argwohn zu geben, ließ Pedro öffentlich bekannt machen: er sey Willens einen Kreuzzug gegen das räuberische Tunis zu unternehmen, um den Tod des heiligen Ludwig, der im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen war, an demselben zu rächen. Niemand setzte Mißtrauen in das Vorgeben des schlauen Arragoniers und von allen Seiten liefen Unterstützungen an Geld und Truppen zur Ausführung eines so frommen Unternehmens ein. Nicht nur der Papst und der griechische Kaiser, sondern auch der König Philipp von Frankreich, der Sohn und Nachfolger des heiligen Ludwig, ja sogar der König Karl von Neapel selbst, beeiferten sich unter einander, dem Könige von Arragonien hülfreichen Beistand zu leisten.

Aber ehe noch diese Rüstungen vollendet waren, ereignete sich auf Sicilien jene denkwürdige Begebenheit, welche der Herrschaft der Franzosen auf der Insel mit einem Schlage ein Ende machte, und dem bedrängten Volke die lang entbehrte Freiheit wieder gab. — Die Franzosen hatten nicht aufgehört, das Recht des Stärkeren

auf eine grausame Weise auszuüben, die unglücklichen Insulaner mit einer drückenden Menge von Abgaben zu belasten, alle göttlichen und menschlichen Rechte frech zu verletzen und sich allen Ausschweifungen eines zügellosen Lebens hinzugeben. Viele edle Sicilianer, die ihren Unwillen hatten laut werden lassen, starben auf dem Blutgerüst, oder schmachteten im Gefängniß, oder irrten vertrieben und heimathlos in der Fremde umher.

"Mögen sie uns hassen, wenn sie uns nur fürchten„ — dies war der Grundsatz und der Wahlspruch dieser Despoten. Aber jede Saite läßt sich nur bis auf einen gewissen Grad spannen, überschreitet man diesen, so zerreißt sie.

Einen schauderhaften Beleg zu dieser Wahrheit giebt auch die Selbstbefreiung der Sicilianer bei einer Gelegenheit, die in der Geschichte unter dem Namen der Sicilianischen Vesper bekannt ist. Die Gemüther der gemißhandelten Insulaner kochten vor Wuth. Länger konnten sie die Frechheit der Ausländer nicht ertragen und der letzte Faden der Geduld zerriß. Es bedurfte nur eines einzigen Funkens, der in den aufgehäuften Zunder fiel und alles zu einer zer-

stöhrenden Flamme entzündete. — Den Franzosen entging die gefährliche Stimmung des Volks nicht; statt daß sie sich aber dadurch hätten zu einem menschlicheren Verfahren sollen bewegen lassen, trieben sie vielmehr im Vertrauen auf ihre Uebermacht ihre Härte noch weiter. Um die Ausbrüche der Volkswuth unschädlich zu machen, untersagte Jean de St. Remi, Statthalter von Palermo, den Einwohnern den Gebrauch und das Tragen aller Arten von Waffen, und befahl seinen Kriegsleuten, genau über die Befolgung seines Befehls zu wachen.

Sechs und zwanzigster Abend.

Fortsetzung und Beschluß der vorigen Geschichte.

Nach einer alten Sitte gingen die Einwohner von Palermo an hohen Festtagen mit Schwert und Lanze bewaffnet in die Kirche, und begaben sich dann nach geendetem Gottesdienst auf eine große Ebene vor der Stadt, wo sie sich durch Waffenspiel und Tanz so lange ergötzten, bis die Vesperglocke sie wieder zur Andacht rief. Jetzt kam das Osterfest heran — es war der 29ste März 1282 —, und es schmerzte dem Volke sehr, dasselbe gegen den ehrwürdigen, von ihren Vätern ererbten Gebrauch, ohne kriegerischen Schmuck feiern zu müßen.

Am zweiten Ostertage wallfahrteten die Palermitaner in zahlreicher Menge nach Monte Reale, das eine Stunde von der

Stadt entfernt liegt, um dort in der Kirche zum heiligen Geist die Vesper zu hören. Die französischen Soldaten mischten sich einzeln unter den Haufen und durchforschten, unter manchem Unfug und beleidigendem Frevel, die Kleider der Sicilianer und der Sicilianerinnen, ob sie nicht etwa Waffen darunter verborgen hätten. Plötzlich entsteht ein schreckliches Getümmel. Drouhet, ein junger muthwilliger Franzose, war auf eine schöne und edle Palermitanerin losgesprungen, und hatte sich unter dem Vorwande, nach Waffen zu suchen, Unanständigkeiten erlaubt. Die Beleidigte, eine verlobte Braut und Tochter eines angesehenen Bürgers, Namens Mästro Angelo, schrie laut auf, und die Umstehenden thaten ein Gleiches.

Der Vater und Bräutigam des Mädchens, die sich beide in der Nähe befanden, stürzen auf ihr Geschrei herbei, und so wie der erstere die Veranlassung dazu erfährt, ruft er voll Wuth aus: "Nieder mit dem Buben, der meine Tochter beschimpft!„ da stürzt aus dem dichten Haufen des herbeiströmenden Volks ein kühner sicilianischer Jüngling hervor, entreißt dem Drouhet

sein Schwerdt und stößt es ihm in die Brust. Diese rasche That war die Losung zu einem allgemeinen Aufstande. Tausend verborgene Schwerter blinken in demselben Augenblick, und Jeder stößt den Feind nieder, der ihm der nächste ist. Alle entbrennen von glühender Rache und die lange verschlossene Wuth offenbart sich auf eine schreckliche Weise.

Die Franzosen, denen dieser Schlag ganz unerwartet und unvorbereitet, wie ein Blitzstrahl vom wolkenfreien Himmel, kam, haben nicht Zeit sich zu sammeln und gemeinsamen Widerstand zu leisten. Jeder sucht sich zu retten und in irgend einem Schlupfwinkel vor der wüthenden Rache der Sicilianer zu verbergen. Aber sie werden hervorgezogen und auf eine empörende Weise zu tode gemartert. Niemand kennt das Gefühl des Mitleids und Erbarmens, und jeder strebt nach dem Ruhm, auch einen gemordet zu haben. Selbst die Weiber und Kinder mischen sich mit Mordinstrumenten unter die Haufen der Männer, suchen die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Wuth auf, und treiben ihr Spiel und ihren Spott mit den verstümmelten Leichnamen.

Es war als hätte ein blutiger Wahnsinn die Stadt ergriffen; denn die Rasenden schonen ihrer eigenen Töchter nicht, wenn sie an Franzosen verheirathet sind. Sie reißen ihnen die unschuldigen und wehrlosen Kinder vom Schooße und von der nährenden Mutterbrust, und schleudern sie, mit wildem Hohngelächter, gegen die Wand. Jede Spur von den Franzosen soll vertilgt werden, und in keines Sicilianers Adern auch nur ein Tropfen französisches Blut wallen. Man kann sich die Greuelscenen nicht so fürchterlich vorstellen, als sie uns gleichzeitige italiänische Geschichtschreiber schildern.

In zwei Stunden lebte kein Franzose mehr in ganz Palermo. Der allgemein verhaßte Statthalter, Jean de St. Remi, flüchtete in das Kastell; dies aber war in einem Augenblick erstürmt, und als er hierauf in verstellter Kleidung zu entfliehen sucht, wird er von seinen Verfolgern erkannt und niedergemacht. Lange blieben die Leichname der Erschlagenen auf den Straßen liegen und die Knaben übten ihren Muthwillen an denselben. Als sie endlich anfingen in Verwesung überzugehen, schleppte man

sie nach den Kirchhöfen St. Kosmus und Damian, und bedeckte sie nur flüchtig mit Erde. Ein alter sicilianischer Geschichtschreiber erzählt, daß er noch mehrere Jahre nachher diese verstümmelten Körper gesehen habe, an denen die erhaltnen gräßlichen Wunden noch sichtbar waren. — Nach vollendeter Blutrache erklärte sich das Volk für frei, und erwählte sich den vorerwehnten Mästro Angelo zum Oberhaupt und Anführer.

Der Geist des Aufruhrs ergriff an demselben Tage die ganze um Palermo liegende Gegend. Kaum erhielt man hier Kunde von den Ereignissen in der Hauptstadt, als man, wie nach einer genommenen Verabredung, über die Franzosen herfiel und sie ermordete. Und so geschah es in den folgenden Tagen auf der ganzen Insel. Ueberall sah man die schauderhaften Scenen der Hauptstadt erneuert, gleiche Ausbrüche unversöhnlicher Rache und Wuth. Ein edler Sicilianer, Giovanni von Torella, hatte den Statthalter von St. Giovanni, Louis von Montpellier, wegen einer schändlichen Freventhat erstochen und den Getödteten vor dessen Wohnung

aufgehängt. In demselben Augenblick waren auch die Sicilianer über die übrigen Franzosen hergefallen und hatten sie erschlagen.

Am vierten April erhob sich zu Catanea der Sturm des Aufruhrs. Jean Viglemade betrug sich höchst unanständig gegen Julie Villanelli, die Gattin eines vornehmen Sicilianers. Als ihm der Mann wegen dieses Betragens in etwas harten Ausdrücken Vorwürfe machte, ersticht ihn der Franzose auf der Stelle. Julie entspringt bei diesem entsetzlichen Auftritt, läuft auf die Straße und fordert alle in einem Ton der Verzweiflung zur Rache gegen die Franzosen auf. Alles greift zu den Waffen und es beginnt ein entsetzliches Blutbad. Damit keiner in irgend einer Verkleidung dem Tode entrinne, läßt man jeden Verdächtigen das Wort Ciceri aussprechen, ein Wort, das kein Franzose rein und ächt italiänisch auszusprechen vermochte. In Catanea allein fielen achttausend Franzosen, in Gatta zweitausend. Der Statthalter dieses Orts war der einzige, der in der Kleidung eines Landmanns glücklich entkam und sich nach Messina rettete.

Auf eine ehrenvolle Weise erhielt der Statthalter von Catalafiana, Wilhelm von Porcelles, sein Leben. Seine Rechtschaffenheit und Gerechtigkeitsliebe, so wie der edle Eifer, das Elend, das seine Landleute auf die unglückliche Insel gebracht hatten, nach Kräften zu vermindern, hatten ihm die allgemeine Achtung und Liebe der Nation erworben. Da nun an seinem Orte alle Franzosen als Opfer der Volkswuth fielen, nahm man doch sein Leben in Schutz und gab ihm sogar ein Fahrzeug, um der Gefahr sicher zu entrinnen. Diese hohe Achtung, die hier das Volk den Verdiensten eines edlen Mannes bewies, ist um so merkwürdiger, da sonst bei diesen blutigen Auftritten die Stimme der Menschheit gänzlich schwieg, die allgemeine Mordlust jedes edlere Gefühl erstickt und selbst des unschuldigen Säuglings und des hülflosen Alters nicht geschont hatte. So viel vermag die Tugend selbst über den wüthenden Volkshaufen; auch die stürmischen Wogen des Aufruhrs vermag sie zu besänftigen.

Eine beträchtliche Anzahl der Verfolgten hatte sich in das Kastell Sperlinga geworfen,

wurde aber hier eingeschlossen und ausgehungert. Alles mußte über die Klinge springen. — Jetzt waren alle Franzosen auf der ganzen Insel ausgerottet; nur in Messina und Taormine, wo sie ihre Hauptmacht zusammengezogen hatten, wußten sie durch strenge Wachsamkeit das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten. Die Einwohner von Palermo, welche das Panier des Aufruhrs zuerst aufgesteckt und das blutige Trauerspiel eröfnet hatten, zeigten sich auch am thätigsten, die errungene Freiheit festzustellen und das begonnene Werk zu vollenden. Deshalb sammelten sie sich in kleine Korps, durchzogen die Insel mit den Waffen in der Hand, ermordeten jeden Franzosen, der ihnen in den Weg kam, und riefen überall den Bürger und Landmann zur Empörung.

Herbert von Aureillon, Vicekönig von Sicilien, der Messina mit einem zahlreichen Heer besetzt hielt, beschloß einen Versuch zur Wiederunterjochung Palermo's zu machen, und rüstete deshalb eine kleine Flotte mit Landungstruppen aus. Die Palermitaner wurden davon noch zur rechten Zeit unterrichtet und rüsteten

sich zu einem herzhaften Empfang der Ankömmlinge. So wie der größte Theil der Truppen ans Land gestiegen war, brachen die Freiheitsliebenden Männer aus ihrem Hinterhalte hervor und brachten Bestürzung und Unordnung in die feindliche Schaar. Wer nicht niedergemacht wurde, fand seinen Tod in den Wellen. Auch ein großer Theil der feindlichen Schiffe fiel den Siegern in die Hände.

Diese, durch ein so glückliches Ereigniß zu noch größerem Muthe und Vertrauen begeistert, vereinigten sich nun mit mehreren Sicilianern, rückten auf Taormine los, griffen es mit Sturm an und eroberten es im Angesicht des von Messina aus gesandten Entsatzes. Alle Franzosen wurden niedergemacht. In Messina herrschte schon längst eine dumpfe Gährung unter dem Volke, und man hätte auch hier gern, nach dem Beispiele der übrigen Städte Siciliens, das drückende Joch der Knechtschaft abgeworfen, wenn nicht die Macht und die strenge Wachsamkeit der Franzosen jeden Versuch zur Selbstbefreiung unmöglich gemacht hatte. Allein auch hier schlug die Stunde der Vergeltung bald.

Alaimo von Lentini, ein geheimer Anhänger Procida's, hatte schon längst eine Menge Verschworner mit sich verbunden, und diese warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, um aus ihrer Verborgenheit hervorzubrechen und die Stimmung des Volks zu ihrem Zweck zu benutzen. Diese Gelegenheit zeigte sich jetzt bei folgender Veranlassung: Ein gewisser Collura erschien einst bewaffnet auf dem Markte. Sogleich umringten ihn mehrere Franzosen, um ihn, als einen Uebertreter des bekannten Verbotes, in das Kastell Matagriton zu führen. Collura will sich nicht gutwillig entwaffnen und gefangen fortführen lassen, sondern setzt sich zur Wehr. Eine Menge anderer Messenier laufen auf den Lärm herbei und nehmen sich ihres Mitbürgers kräftig an. Es entsteht ein gewaltiger Tumult, der endlich durch die Ankunft Alaimo's gestillt wird.

Alaimo stand beim Volke in großer Achtung und man erzählte ihm auf seine Fragen den ganzen Hergang der Sache. Um allen Verdacht von sich zu entfernen, liefert er den Collura und diejenigen, die ihm bei seiner Widersetzlich-

setzlichkeit Beistand geleistet hatten, den Soldaten des Vicekönigs aus. Die Uebertreter des Gesetzes wurden hierauf samt ihren Weibern ins Gefängniß geworfen, und was Alaimo dadurch hatte bewirken wollen, wurde vollkommen erreicht. Der Unwille des Volks ward laut und man konnte die längst verschlossene Wuth nicht länger unterdrücken. Jene Verhaftung wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle Messenier. Sie ergriffen die Waffen, wählten den Bartholomäus, einen Verwandten Collura's, zu ihrem Anführer und stürzten mit entzündeter Mordlust auf die Feinde los.

Alaimo tritt jetzt mit seinen Verschwornen hervor, durcheilt zu Pferde die empörte Stadt und ruft mit lauter Stimme: "Zu den Waffen, „Messenier! Freiheit! Freiheit! Nieder mit den „Franzosen!„ Schrecklicher wie in Palermo war hier das Gemetzel; denn die Zahl der Feinde und die Menge des nach Rache dürstenden Volks war größer als dort. Nur mit Mühe entrann Herbert mit einer kleinen Truppenzahl dem allgemeinen Verderben. Er warf sich in das Kastell Matagriton und als er auch hier

keine Sicherheit fand, warf er sich in die Feste Casteluzzo. Doch er konnte seinem Verhängnisse nicht entgehen. Die Rache folgte ihm auf dem Fuße nach. Alaimo benutzte die erste Wuth des Volks, erstürmte das Kastell Mataгriton und ging dann auf Casteluzzo los. Nichts vermochte der Wuth der Messenier zu widerstehen und die Festung fiel noch in derselben Nacht beim ersten Anlauf. Die Besatzung wurde bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Den gefangenen Unterkönig giebt Alaimo dem rasenden Muthwillen des Pöbels Preis. Der Unglückliche wird im Triumphe durch die Strassen geschleppt, von den gemeinsten Buben gemißhandelt, dann unter Flüchen und Verwünschungen erdrosselt und sein Leichnam auf dem Markte öffentlich zur Schau ausgestellt. Von den vielen Tausenden, die bei diesem Aufstande ihren Tod fanden, rettete nur einer sein Leben — Philipp Scalander. Er war Statthalter des Thales Noto und hatte sich, durch seine Herablassung und Milde, die allgemeine Gunst des Volks verschaft, und dies hatte, wie bei Wilhelm von Porcellas, seines Lebens geschont.

Mit dieser Würgescene von Messina endete sich das blutige Schauspiel auf der wiederbefreiten Insel. Die Franzosen waren von derselben gänzlich vertilgt. Aber man gab sich nicht leichtsinnig der gedankenlosen Freude hin, sondern gedachte des kriegerischen Karls und seines gewaltsam gereizten Zorns. Um sich vor jeden Angriff zu sichern und der drohenden Gefahr mit gemeinsamer Kraft entgegen zu gehen, schlossen die Städte Palermo und Messina, nach vollendeter Blutrache, ein Bündniß und ordneten für das befreite Vaterland eine neue Regierungsverfassung an. In der Folge traten noch mehrere Städte diesem Bündnisse bei. Hier und dort sah man auch das Wappen von Arragonien emporsteigen, wahrscheinlich von Procida's Anhängern aufgerichtet.

Wie der König Karl die Nachricht von den blutigen Auftritten in Sicilien aufgenommen hat, könnt ihr euch leicht vorstellen. Er befand sich gerade bei dem Papste zu Montefiascone, als ein Schreiben an den heiligen Vater vom Erzbischof zu Montreale einlief, worin er die

Empörung des Volks und die Ermordung der Franzosen schilderte. Diese schreckliche Nachricht machte auf den König einen um so heftigeren Eindruck, da sie ihm ganz unerwartet und unvorbereitet kam. Starr vor sich hinblickend, stand er bewegungslos da und biß, voll bittern Ingrimms, in seinen Stock. Endlich rief er mit wüthender Miene aus: "So will ich denn der „ganzen Nachwelt ein Beispiel hinterlassen, das „allen Rebellen naher und ferner Zeiten ein „Schrecken seyn soll!„

Er machte auch sogleich Anstalten, seine Drohung in Erfüllung zu bringen. Er fand dabei eine kräftige Unterstützung beim Papste; denn nicht mehr Nicolaus der Dritte, der Procida's Plane so eifrig unterstützt hatte, saß auf dem päpstlichen Stuhl, sondern Martin der Vierte, der ein Franzose von Geburt und dem Könige Karl mit ganzer Seele ergeben war. Dieser sandte den Kardinal Gerhard Bianchi nach Sicilien, ließ das Kreuz gegen die Empörer predigen und belegte sie mit dem Bann. Karl war unterdeß unermüdet beschäftigt, um seine ganze Macht gegen die Insel in Bewegung

zu setzen, und in der Zeit von sechs Wochen hatte er hunderttausend Mann auf die Beine gebracht. Mit diesen setzte er nach Sicilien über. Messina traf der erste Sturm.

Die Stadt, die auf eine lange Belagerung nicht vorbereitet war, wurde förmlich eingeschlossen, ohne bedeutende Befestigungswerke zu haben. Jeder aber setzte mit Freuden sein Leben an die Vertheidigung der Stadt; denn man hatte den Werth der Freiheit schätzen gelernt, und wußte, was man von der Rache Karls zu fürchten hatte. Der edle und tapfere Lentini belebte die wohlgemutheten Streiter mit einem herrlichen Geist. Er führte sie öfters hinaus zum Streit und schlug die Belagerer zurück. Doch die Zahl der Feinde war zu groß; die Lebensmittel reichten schon lange nicht mehr zur Sättigung eines Jeden hin; die Noth stieg mit jedem Tage immer höher, und trotz der langen und tapfern Vertheidigung, würde die Stadt doch zuletzt gefallen seyn, und die Rache des ergrimmten und grausamen Siegers schrecklich gebüßt haben — wäre nicht gerade in der Stunde der

höchsten Gefahr, da wo alles schon verloren schien, der längst ersehnte Retter aufgetreten.

Der König Pedro von Arragonien hatte seine Rüstungen vollendet und war mit einer Flotte von funfzig Galeeren und zehntausend Kriegsleuten nach der afrikanischen Küste hinübergesegelt. Roger Loria, der kühnste und unerschrockenste Seemann seiner Zeit, führte die Flotte. Sobald der König in Afrika gelandet war, erschien Procida, begleitet von mehreren seiner angesehensten und vornehmsten Landsleuten, und trug dem Beherrscher von Arragonien noch einmal die sicilianische Krone an. Pedro trug jetzt kein Bedenken mehr, den ehrenvollen Vorschlag anzunehmen, und wenn er es gleich mit einem kriegserfahrnen, mächtigen und glücklichen Gegner zu thun hatte, so konnte er doch auch gewiß seyn, daß die Sicilianer von allen Seiten zu seinen Fahnen herbeieilen würden. Er lichtete deshalb sogleich die Anker und segelte, unter Loria's verständiger Leitung, nach Sicilien hinüber. Der König Karl erfuhr nichts von der feindlichen Landung und Pedro's Macht hatte sich nach einigen Tagen schon verdoppelt.

Durch einen sicheren Boten hatte der letztere den schwerbedrängten Messeniern seine Nähe verkünden und sie zu einer bestimmten Stunde zu einem herzhaften Ausfall auffordern lassen. Alles ging nach Wunsch, Messina wurde entsetzt, und der mächtige Karl mußte den Waffen seines glücklicheren Feindes weichen und die ganze Insel räumen. Pedro ward zum König von Sicilien ausgerufen.

Lange kämpften beide Fürsten um den Besitz der sicilianischen Krone mit gleicher Erbitterung. Karl wurde vom Könige von Frankreich und Pedro vom italiänischen Volke kräftig unterstützt. In der glorreichen Seeschlacht bei Neapel, die der tapfere und einsichtsvolle Loria im Jahre 1284 gewann, lieferte das vergeltende Schicksal Karl's einzigen Sohn, Karl den Lahmen, Prinzen von Sorento, in die Hände des Siegers. Die Sicilianer, die hierbei die Hand der strafenden Vorsehung erkennen wollten, drangen nachdrücklich auf seinen Tod, um den Schatten Konradin's durch das Blut des Sohnes seines Mörders zu versöhnen. Aber die edelmüthige Königin Konstantia widersetzte

sich dieser Forderung, unterdrückte in sich das Gefühl der Rache, und sandte den jungen Prinzen seinem bekümmerten Vater nach Barcellona zurück. Diesen hatte der Schmerz über die vielen erlittenen Unfälle tief niedergebeugt, und von Gewissensbissen gequält, starb er bald darauf. Nach dem Zeugnisse mehrerer Geschichtschreiber soll er sich selbst erdrosselt haben. Sein glücklicher Gegner, König Pedro, überlebte ihn nicht lange. Er starb an einer schweren Wunde, die er in einer Schlacht erhalten hatte.

So vergeht alle Herrlichkeit der Welt, und so verschlingt das Grab alle Begierden und Wünsche der Menschen! — Pedro's Nachkommen behaupteten sich im Besitze von Sicilien; und vernichtet war nun die Herrschaft der Franzosen über diese Insel.

Sieben und zwanzigster Abend.

Geschichte der Prinzessin Pakahontas aus Amerika.

Eine der schönsten und anmuthigsten Gegenden unserer Erde nehmen die vereinigten nordamerikanischen Freistaaten ein, die darum einen so herzerhebenden Anblick gewähren, weil hier der Mensch durch seine Kraft und durch seinen Fleiß, die ihm von der Natur roh und wild überlieferte Erde in die herrlichsten und fruchtbarsten Felder umgewandelt hat. Da, wo sonst Seen und Moräste die Luft durch ihre Ausdünstungen vergifteten, stehen jetzt die blühendsten und volkreichsten Städte; wo dichte, undurchdringliche Wälder giftiges Ungeziefer nährten, blühen jetzt die lieblichsten Gärten und die ergiebigsten Kornfelder; wo sonst der nackte Wilde das dürftige Kanot am Strande befestigte, da

wehen jetzt die Flaggen von tausend reichbeladenen Schiffen. Viele und bedeutende Unternehmungen waren seit der Entdeckung der neuen Welt dorthin gemacht worden, und es hatte viel Sorgen, viel Menschen und Geld gekostet, ehe nur eine einzige feste Niederlassung daselbst zu Stande kam.

Ein berühmter Seefahrer des sechszehnten Jahrhunderts, der Engländer Raleigh, war der erste, welcher im Jahre 1584, in Verbindung mit mehreren reichen Privatpersonen, eine Entdeckungsreise hieher machte, und von der Königin Elisabeth die schriftliche Zusicherung erhielt, daß ihm und seinen Handelsgenossen alle Vortheile von dieser Unternehmung zufallen sollten. Nach einer glücklichen Fahrt von drei Wochen landeten sie an einer Küste, welche die Einwohner Rönoke nannten. Es war die Gegend am Ausfluß des Roonocko, der auch davon seinen Namen hat. Sie ließen sich mit den Indianern in einen Tauschhandel ein, durchforschten die ganze Gegend, und segelten, erfreut über das, was sie gesehen hatten, nach Europa zurück.

Hier rühmten sie die Fruchtbarkeit der Felder, die Milde des Klimas, die Leutseligkeit der Einwohner, und die üppige Fülle des thierischen- und Pflanzenlebens mit so großen und vielversprechenden Worten, daß die Königin denjenigen, die sich dort niederlassen würden, große Freiheiten und eine kräftige Unterstützung versprach. Raleigh hatte zwei Indianer, Namens Manteo und Wanchiso mitgebracht. Sie waren sehr wißbegierig, lernten die englische Sprache sehr bald, begriffen alles leicht, und zeigten überall sehr viel Sanftmuth und Herzensgüte.

Im folgendem Jahre wurde der Ritter Richard Greenwill mit einer großen Menge freiwilliger Kolonisten, die auf sieben Schiffen vertheilt waren, nach dem nördlichen Amerika hinüber geschickt. Er war mit Lebensmitteln, Waffen und Kriegsbedürfnissen reichlich versehen. Man warf wiederum in der Bay von Rönoke die Anker, und nachdem sich Greenwill von der Fruchtbarkeit des Landes hinlänglich überzeugt, feste Verschanzungen gegen die etwanigen Anfälle der Wilden angelegt, Pelzwerk, Perlen und andere Produkte eingetauscht hatte, ließ er

achthundert Mann, mit den nöthigen Bedürfnissen hinlänglich versehen, in der neuen Stadt zurück und segelte wieder nach England.

Aber diese, unter so schönen Hofnungen gegründete Kolonie, nahm ein trauriges Ende. Statt sich die Bewohner jener Gegenden durch öftere vertrauliche Besuche, durch Geschenke und einnehmende Gefälligkeit, durch Theilnahme an ihren Festen und durch Beweise unwandelbarer Gerechtigkeit — wie es der ehrwürdige Penn in der Folge that — geneigt zu machen, erlaubten sie sich gegen diese, von Natur argwöhnische und rachsüchtige Völkerschaften, Ungerechtigkeit und Härte. Daraus entstanden Kriege und heimliche Ueberfälle, die mit dem Untergang der Kolonie endeten. Man legte zu verschiedenen Malen neue Niederlassungen an, ohne sich jedoch durch das Schicksal der vorigen belehren zu lassen, und durch ein mildes, freundschaftliches Betragen nach dem Vertrauen und Wohlwollen der Einwohner zu streben. Auch ihre Auflösung war eine unausbleibliche Folge davon.

So ging es fort bis zum Jahre 1611, wo der Ritter Dale zum Statthalter von Virgi-

nien ernannt und wieder von Neuem mit Kolonisten, Lebensmitteln und Kriegsvorräthen versehen wurde. Er suchte vor allen Dingen mit den Indianern in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen, und schickte deshalb eine Fregatte, unter Argalls Komando, nach Patowmeck, dem Hauptorte der Tscherokesen, um mit ihnen ein Handlungsbündniß zu schließen. Aber die Engländer begingen hier die Treulosigkeit, eine indische Prinzessin, Namens Pakahontas, die Tochter des Powhatan, des Oberhaupts jener Völkerschaft, heimlich mit sich fortzuführen. Argall hatte die Arglose, unter mancherlei Versprechungen, auf die Fregatte zu locken gewußt und sie dann als Gefangene mit nach James-town — so hieß die neuerbaute Stadt der Engländer — fortgeführt.

Wenn der Ritter Dale ein rechtlicher Mann war, und die Freundschaft der Wilden ernstlich wünschte, so mußte er dem Könige seine Tochter sogleich zurückgeben, und ihm seine Mißbilligung über Argalls Betragen deutlich zu erkennen geben. Allein statt dessen hielt er sie zurück, und hoffte auf diesem Wege mit den Indianern

zu einem sicheren und festen Frieden zu gelangen. Darin sah er sich aber gewaltig getäuscht. Der wilde, rachedürstende Powhatan versammelte seine Krieger, erzählte ihnen das treulose hinterlistige Verfahren der Engländer, feuerte sie zu einer empfindlichen, nachdrücklichen Rache an und wollte nun mit ihnen einen muthigen und herzhaften Angriff auf Jamestown machen.

Dies erfuhren die Engländer und fürchteten von der Erbitterung der Wilden das Schlimmste. Deshalb wurde eine Gesandschaft an den König geschickt und ihm gesagt, daß man seine Tochter bloß in der Absicht entführt habe, um sie mit einem vornehmen und angesehenen Engländer zu verheiraten. Man wolle dadurch dem Könige der Tscherokesen und seinem mächtigen Volke einen Beweis von Freundschaft und Werthschätzung geben und einen beständigen Frieden herbeiführen. Der König hielt dies wirklich für ein Zeichen aufrichtiger Freundschaft, wollte aber doch aus einem zurückgebliebenen, sehr natürlichen Mißtrauen, der Hochzeitfeier nicht beiwohnen.

Ein armer englischer Edelmann, Johann Rolfe, nahm gegen ansehnliche Versprechungen von Seiten seiner Landsleute, die junge Königstochter zur Frau, und man hatte bald Ursache, sich der guten Folgen dieser Verbindung zu freuen. Es trat nicht nur ein sehr gutes Einverständniß zwischen den Kolonisten und diesem Stamme der Tscherokesen ein, sondern diese leisteten ihnen auch gegen die Beeinträchtigungen anderer Wilden nachdrücklichen Beistand. — Pakahontas war schon seit mehreren Jahren mit den Engländern bekannt und befreundet, und hatte ihnen bei vielen Gelegenheiten sehr ersprießliche Dienste geleistet. Ihr sanfter, friedliebender Charakter paßte wenig zu der Roheit und Kriegslust ihrer Landsleute, und ihr offener Verstand, ihre mannigfachen Geistesgaben, und ihr ganzes edles Betragen, schien auf eine andere Abkunft hinzudeuten. Sie war in der That eine wunderbare Erscheinung unter jenem Volke. Sie begriff alles sehr leicht, untersuchte jeden Gegenstand ohne Aeußerungen kindischer Verwunderung aufs genaueste, und zeigte ein bewundernswürdiges Gedächtniß.

Alles dies zeigte sich in einem noch schöneren Lichte, als sie mit nach England hinüberschiffte und sich mehrere Jahre lang in London aufhielt. Da nämlich der Ritter Dale einige Jahre über vor den Anfällen der Wilden Ruhe gehabt hatte, so entschloß er sich, die Regierung der Pflanzstadt dem George Yordly zu übergeben und auf einige Zeit nach England zu gehen. Rolfe und seine Gattin, die unterdeß die christliche Religion angenommen hatte, begleiteten ihn.

Niemanden war die Ankunft der Prinzessin Pakahontas eine so angenehme und überraschende Erscheinung, als dem Ritter Johann Smith, der dieser Wilden die Erhaltung seines Lebens zu verdanken hatte. Er war im Jahre 1606 mit drei Schiffen von London nach Virginien gesegelt, hatte die Stadt Jamestown angelegt, und bei den verschiedenen Unterhandlungen mit den benachbarten Nationen, das königliche Mädchen kennen gelernt. Welche große Verdienste sich dieses um ihn und seine Kolonie erworben habe, wird man aus seinem eigenen Berichte, den ich euch mittheilen werde,

am besten ersehen. — Gerade zu der Zeit, als diese merkwürdige Amerikanerin in London ankam, lag Smith in dem Hafen von Portsmuth, um unter Segel zu gehen. Da er ihr also die mannigfachen Beweise von Freundschaft, die sie ihm in ihrem Vaterlande erzeigt hatte, in dem seinigen nicht vergelten konnte, und doch die Stimme der Dankbarkeit so laut in seinem Herzen sprach, so schrieb er noch kurz vor seiner Abreise folgenden Brief an die Königin von England. Ich will ihn euch in einer treuen Uebersetzung mittheilen:

"Allergnädigste und Allertugendhafteste Königin.„

"Die Liebe, die ich für meinen Gott, für meinen König und für mein Vaterland im Herzen trage, hat mich oft mitten in den größten Gefahren so kühn gemacht, daß ich mich auch heute frei und furchtlos dem Throne Ew. Königl. Majestät mit einer unterthänigsten Bitte nähere. Die Undankbarkeit ist ein schändliches Laster und das tödtende Gift aller Tugenden, und darum würde ich den Ruhm meines Lebens beflecken,

wenn ich vergäße, was die Pflicht der Dankbarkeit von mir fordert.„

“Es sind bereits zehn Jahre, daß mich Powhatan, einer der vornehmsten Könige in Amerika, zum Gefangenen machte, und mich, ganz gegen die Sitte seines Volks, mit außerordentlicher Güte behandelte. Nautakan, sein Sohn, der stärkste, schönste und kühnste Mann, den ich unter den Wilden gesehen habe; und Pakahontas, die geliebte Tochter des Monarchen, ein sanftes, trefliches Mädchen mit dem edelsten Herzen, bezeigten mir Mitleid und Hülfe auf die rührendste Weise. Das Andenken an ihre Wohlthaten wird keine Zeit aus meinem Gedächtnisse vertilgen. Ich war zwar der erste Christ, der dieser barbarischen Horde in die Hände gefallen war, und obgleich das Volk mit drohender Heftigkeit meinen Tod, als ein gerechtes Opfer für ihre Götter verlangte, so behandelten mich doch der König und die Genossen seines Hauses mit großer Schonung und Milde.„

“Lange schützte mich Powhatan gegen alle Gewaltthätigkeiten; als aber meine Landsleute in einem neuen Kampfe viele Indianer ge-

tödtet hatten und man dies als ein Zeichen des göttlichen Zorns ansah, konnte er mich nicht länger retten, und ich wurde gemästet, um dem Kriegsgotte geopfert zu werden. Der schreckliche Tag erschien unter dem Jubel des jauchzenden Volks, und in dem Augenblick, als man meinen Kopf mit einer Keule zerschmettern wollte, sprang Pakahontas hervor, umschlang mich fest und bat ihren Vater und das Volk flehend um Aufschub. Diese Bitte wurde ihr nach langem Weigern gewährt. In der folgenden Nacht entführte sie mich aus meinem Gewahrsam, und brachte mich glücklich bis nach Jamestown.„

“Aber hier fand ich unsre Kolonie bis auf dreißig, durch Noth und Hunger entkräftete Männer, zusammengeschmolzen. Wir alle wären ein Raub des Todes geworden, wenn uns nicht dieses edelmüthige Mädchen, unterstützt von einem treuen Sklaven, mit allem Nöthigen hinlänglich versehen hätte. Ja, Großmächtigste Königin, diesem edelgesinnten Mädchen, das uns wie ein Bote des Himmels von Gott gesendet zu seyn schien, verdanken wir einzig die Rettung unsers Lebens. Troz des anhaltenden Krieges,

kam sie unter dem Schutz der Nacht zu uns und half mit Rath und That. Weder die beschwerlichen Wege, noch die dichten Wälder und die Finsterniß der Nacht, konnten sie von ihrem großmüthigen Unternehmen abbringen. Und doch war sie rettungslos verloren, wenn dies von ihren Landsleuten jemals entdeckt wurde.„

“Einst kam sie mit thränenden Augen, und athemlos vom schnellen Laufen, in meine Hütte und entdeckte mir mit der sichtbarsten Angst, daß uns ihr Vater noch in derselben Nacht überfallen wolle. Wir trafen nun in aller Eil die nöthigen Vertheidigungsanstalten, und die Kolonie wurde vom Untergange gerettet. — Als wir uns darauf durch neue Ankömmlinge wieder verstärkt und Frieden mit den Indianern geschlossen hatten, kam Pakahontas drei Jahre hindurch, in Begleitung ihres Gefolges, sehr häufig nach Jamestown und legte durch ihre Vermittelung jedes Mißverständniß, das den Frieden hätte stöhren können, bei.„

“Nach meiner Abreise erlitten die Engländer neue Drangsale; aber während des langen und beschwerlichen Krieges, in welchem sie mit

dem Könige Powhatan verwickelt wurden, vernahmen sie nichts mehr von der Prinzessin Pakahontas. Endlich fanden sie Gelegenheit, solche zu entführen. Ein englischer Edelmann heiratete sie und so wurde sie abermals die Friedensstifterin, und verschaffte der Kolonie eine mehrjährige Ruhe. Beide Nationen wurden durch sie zu einem glücklichen Einverständniß gebracht. Jetzt ist sie, wie ich höre, in England angekommen. Sie ist die erste Indianerin, welche das Christenthum angenommen hat, die erste, welche unsre Sprache redet, die erste, welche durch das Band der Ehe mit einem Engländer vereinigt ist. Sollte nicht ein solches Weib schon deshalb die Aufmerksamkeit unserer durchlauchtigsten und tugendhaftesten Königin verdienen?„

"Es werden sich Geschichtschreiber finden, welche diese Begebenheit vollständiger und mit schöneren Worten erzählen werden, und Ew. Königl. Majestät widmen dem Durchlesen derselben wohl einige Augenblicke Ihrer kostbaren Muße. Wenn aber England auch bessere Schriftsteller besitzt, so hat es doch gewiß keinen, der die Wahrheit und Aufrichtigkeit mehr liebte, als

ich. Jedes meiner Worte ist der strengsten Wahrheit gemäß. — Ich habe mir vom Staate nie eine Gnade erbeten; aber das Gefühl der innigsten Dankbarkeit macht mich jetzt so kühn, die Retterin meines Lebens der Gnade Ew. Königl. Majestät recht dringend zu empfehlen. Schon ihre sonderbaren Schicksale, ihre hohe Abkunft, ihre seltenen Geistesgaben und die Reinheit ihrer Tugend, verdienen die Aufmerksamkeit einer Königin, die Tugend und Edelsinn schätzt und beschützt, in welcher Gestalt sie ihr auch erscheinen mögen.„

“Der Mann dieser erlauchten Indianerin ist, wie ich höre, so arm, daß er ihr nicht einmal die nöthige Kleidung anschaffen kann, um vor Ew. Königl. Majestät würdig zu erscheinen. Entziehen Sie also, Großmächtigste Königin, dieser Fremden Ihre Aufmerksamkeit nicht, wenn sie Ihnen gleich von dem geringsten Ihrer getreuen Unterthanen empfohlen wird. Sollte sie in unserm Lande die gute Aufnahme nicht finden, die sie wegen der, unserer Kolonie mit so großen Gefahren und Aufopferungen treu geleisteten Dienste verdient, so ist zu befürchten, daß das

gute Einverständniß, welches jetzt zwischen unsern Landsleuten und den Indianern herrscht, gestört, der Name der Engländer verhaßt, und die Ausbreitung des Christenthums unter den Wilden erschwert werden wird. Dagegen wird Pakahontas, gerührt von den Beweisen der königlichen Gnade und von der zuvorkommenden Güte der Engländer, ihren Vater gewiß zu bewegen suchen, uns in dem neuen Welttheile die seiner Tochter erzeigte Ehre zu vergelten.„

Die Königin nahm diese Bittschrift überaus gnädig auf, und empfing die Prinzessin Pakahontas mit ausgezeichneter Ehre. Sie unterhielt sich oft und lange mit ihr, und machte ihr sehr ansehnliche Geschenke. Der Lady Delaware wurde es aufgetragen, sie allenthalben herumzuführen und für einen angenehmen Aufenthalt in London Sorge zu tragen. Am Hofe und bei allen öffentlichen Gelegenheiten behandelte man sie mit der Auszeichnung, welche nur Prinzessinnen von königlichem Geblüte zukamen. Auch in Privatgesellschaften gab man ihr jederzeit Beweise von Hochachtung, und wetteiferte unter einander, sich ihr gefällig zu bezeigen.

Dabei benahm sich Pakahontas mit einem so edlen Anstande, verrieth allenthalben ein so sicher leitendes Gefühl des Schicklichen, so viel richtige Beurtheilungskraft und einen so reinen, sittlichen Sinn, daß man durch sie eine größere Achtung vor den Bewohnern des nördlichen Amerika's bekam, die allenthalben als rohe, barbarische Wilden verschrieen waren. Ja, wenn man neben dem steifen und gekünstelten Hofton, neben der geglätteten, den Gesetzen der Konvenienz angepaßten Sprache der Engländer, Pakahontas Einfalt der Sitten, die naive Freimüthigkeit, mit der sie sich über Personen und Sachen äußerte, die rücksichtslose Offenheit und das arglose Vertrauen sah, mit dem sie Jedem entgegen kam: so konnte man nicht anders, als die Ersteren beklagen, daß die sogenannten feineren Sitten und die damit verbundene eitele und üppige Lebensart, sie von der edlen Einfalt des Herzens und damit auch von der wahren Glückseligkeit des Lebens abgebracht hatten.

Die Hochachtung gegen Pakahontas ging so weit, daß man ihrem Manne den Proceß machen wollte, weil er sich den Zustand einer

unglücklichen Gefangenen zu Nutze gemacht und sie, wider den Willen ihres königlichen Vaters, geheiratet hatte. Allein die brave Indianerin erklärte, daß sie sich mit ihrem Gemahl aus wahrer Zuneigung und Liebe verbunden und daß ihr Vater die Verheiratung förmlich gebilligt habe. — Die Prinzessin würde gewiß, wenn sie nach Virginien zurückgekommen wäre, ihren Vater bewogen haben, die vielfach erhaltenen Beweise von Freundschaft und Höflichkeit den Engländern zu vergelten. Aber sie sollte leider ihre väterliche Heimath nicht wieder sehen. Eben als sie sich zur Abreise rüstete, ward sie zu Gravesand krank und starb nach einigen Wochen mit einer ausserordentlichen Seelenruhe, mit Aeusserungen eines festen Gottvertrauens und einer frommen Ergebung in den Willen des Höchsten. Sie hinterließ nur einen Sohn, den Thomas Rolf, dessen Nachkommen noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen angesehenen Rang in Virginien hatten.

Pakahontas hatte einen angesehenen Indianer, Namens Uttamakomak, aus der neuen Welt mit herüber gebracht. Der König Pow-

hatan hatte ihm unter Anderen auch den Auftrag gegeben, die Anzahl der Einwohner in England zu zählen. Da nun dieser Wilde nicht das geringste Schriftzeichen kannte, so versah er sich, sobald er ans Land gestiegen war, mit einem langen und dicken Stabe und wollte darein, so oft ihm ein Engländer begegnen würde, einen Kerb schneiden. Er sah aber bald die Unmöglichkeit davon ein und warf seinen Stock sehr unwillig über die Seite. Als ihn nun Powhatan nach seiner Rückkehr ins Vaterland fragte: wie viele Häuser London enthalte? — gab er zur Antwort: "kannst du die Bäume des Waldes zählen?„ Und als jener die Zahl der Einwohner zu wissen verlangte, erwiederte er: "Kannst du die Blätter des Waldes zählen?„ —

Acht und zwanzigster Abend.

Heinrich von Feldheim,
oder
der Unbeständige.

Es sind etwa zwanzig Jahre her — so begann der Vater Hellwig seine heutige Erzählung —, als ich auf einer Reise, die ich in Handelsangelegenheiten machte, mit Extrapost zu Hannover ankam. Eben wie ich aus dem Wagen stieg, hielt auch die gewöhnliche Post vor dem Posthause still. Unter den vielen Reisenden, die mit derselben angekommen waren, befand sich auch ein junger Mann von etwa vier und zwanzig Jahren, dessen Aeusseres mir beim ersten Anblick ungemein gefiel. Neben einer offenen, Zutrauen erweckenden Miene, lag so etwas durchaus Ehrliches in seinem Gesicht, daß ich ihm gleich in der er, [illegible]n Stunde unserer Bekanntschaft

mein ganzes Vermögen anvertraut haben würde. Ohne mich jedoch weiter um ihn zu bekümmern, ging ich in ein nahegelegenes Wirthshaus, wo mein Bedienter mir schon ein gutes Mittagbrot bestellt hatte. Ich hatte kaum die Suppe verzehrt, als jener junge Mann herein trat, und um Verzeihung bat, daß er mich störhte.

"Ich habe im Posthause Ihren Namen gehört — sagte er —, und bin sehr erfreut, daß mich ein Zufall hier zu Ihnen führt. Schon seit einigen Monaten trage ich einen Brief bei mir, den ich Ihnen in Leipzig überreichen zu können hoffte. Als ich dort ankam, waren Sie aber schon abgereiset, und da der Brief blos mich betrift, so hielt ich es für unnöthig, Ihnen denselben nachzuschicken." Er übergab mir hierauf den Brief, der von einem meiner auswärtigen Handelsfreunde war, und in der That nichts anderes enthielt, als eine Empfehlung des jungen Feldheim — dies war der Name des Fremden —, der sich schmeichelte, daß ich durch meine Bekanntschaften in Leipzig etwas zu seinem weiteren Fortkommen würde beitragen können. Ich fragte ihn hierauf: auf welchem Wege er

denn sein Glück zu machen gedächte? Seine Antwort war: "Einem Menschen, wie ich bin, ist jedes Brot, das er ohne Schande essen kann, wohlschmeckend und willkommen. Ich habe studiert, aber seit fünf Jahren so abwechselnde und seltsame Schicksale erlebt, daß mir es ganz gleich ist, ob ich als Handlungsdiener in irgend einem Comtoir, oder als Sekretair bei einem angesehenen Manne, oder endlich als Sprachlehrer bei irgend einer Anstalt, angestellt werde.„

Das alles sagte er auf eine so offene und gefällige Art und mit einer solchen bescheidenen Freimüthigkeit, daß mein Herz ganz für ihn gewonnen wurde und sein Gespräch mich eben so anzog, wie vorher seine Gesichtsbildung. Unsere Unterredung ward bald vertraulicher; Feldheim machte mich mit seiner ganzen Lage bekannt und entdeckte mir unter andern, daß er eben seinen letzten Gulden im Posthause ausgegeben habe, und nun entschlossen sey, seinen Weg nach Braunschweig, wo er an einige bedeutende Männer empfohlen sey, zu Fuß weiter fortzusetzen. Da ich denselben Weg zu machen gedachte, so both ich ihm eine Stelle in meinem Wagen

an. Er wußte mich auf der Reise durch die Anmuth und Lebhaftigkeit seines Gesprächs, durch das Gefällige und Zuvorkommende in seinem Betragen, und durch den rechtlichen sittlichen Sinn, der sich in allen seinen Reden aussprach, so sehr für sich einzunehmen, daß ich ihn nicht eher von mir zu entlassen beschloß, als bis ich für sein bleibendes Glück gesorgt haben würde.

Feldheim blieb mehrere Monate lang bei mir, besorgte einen Theil meines Briefwechsels mit Fleiß und Treue, und erleichterte mir die unangenehmsten Geschäfte durch seine unverdrossene Emsigkeit. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihn nach seiner Abkunft und nach seinen bisherigen Schicksalen zu fragen, und meine Gutmüthigkeit verleitete mich, ihm alles zu glauben, was er mir von seinem Leben unaufgefordert erzählte. Auf diese Weise wurde ich mit so vielen Auftritten und Begebenheiten seines Lebens bekannt, als nöthig waren, um mich mit theilnehmendem Mitleiden gegen ihn zu erfüllen, und mein Herz in der Zuneigung gegen ihn zu befestigen. Dies dauerte eine geraume Zeit lang fort, bis ich auf einmal an

ihm ganz irre ward. Er zeigte mir nämlich eines Tages einen Brief, durch welchen er zu einem seiner Freunde im Erzgebürge eingeladen wurde. Dieser wünschte ihn in dringenden Angelegenheiten zu sprechen, und die Verhältnisse, in welchen Feldheim mit ihm zu stehen vorgab, waren von der Art, daß ich ihm selbst recht ernstlich anrieth, diese Einladung nicht abzuweisen.

Nachdem ich ihm das nöthige Reisegeld vorgeschossen hatte, reisete er ab, ohne in der Folge das Geringste von sich hören zu lassen. Es meldeten sich bald verschiedene Leute bei mir, die kleine Geldforderungen an ihn zu haben vorgaben. Sie konnten zwar die Rechtmäßigkeit dieser Forderungen nicht beweisen, da indeß die Summen unbedeutend waren, so bezahlte ich sie. Feldheim schien sich in meinem Hause so wohl zu gefallen und mit seiner Lage so ganz zufrieden zu seyn; auch hatte er sich nicht die geringste Veruntreuung zu Schulden kommen lassen, und überall auf eine so rechtliche Weise betragen, daß mir sein Verschwinden ein Räthsel war, das ich gern entziffert hätte. Bei seinem Verwandten,

zu dem er abgereiset war, konnte ich mich seinetwegen nicht erkundigen, weil ich dessen Namen vergessen hatte.

Fünf Jahre lang hatte ich von ihm nichts gesehen noch gehört, als mich Handelsgeschäfte nöthigten, eine Reise nach Pohlen zu machen. Hier kam ich eines Tages bei dem Herrn von Naschinsky in Bromberg an. Wie groß war meine Verwunderung, als ich am Abend, da ich auf meinem Zimmer allein war, durch meinen Bedienten folgenden Brief erhielt:

Mein hochverehrter Herr und Freund,

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht persönlich meine Aufwartung mache, ob ich gleich mit Ihnen unter einem Dache bin. Ein Brief erröthet nicht, mein Gesicht aber würde glühen vor Scham, wenn ich vor Ihnen ohne das beruhigende Bewußtsein erscheinen sollte, Vergebung für meine unbedachtsame Entweichung erhalten zu haben. Wenn Sie diesen Brief mit ausharrender Geduld bis zu Ende durchlesen wollen, so werden Sie jenen leichtsinnigen Schritt

viel-

vielleicht verzeihlich finden. Wollen oder können Sie ihn mir aber nicht vergeben, so erfüllen Sie nur noch meine letzte dringende Bitte: lassen Sie es sich hier im Hause nicht merken, daß Sie mich kennen. Die Lüge, daß Sie mich anders kennen, als ich mich gegen Sie gezeigt habe, kann ich Ihnen nicht anmuthen; aber diese kleine Verstellung fügen Sie wohl noch den vielfachen Wohlthaten hinzu, mit welchen Sie mich einst überhäuft haben. Ich habe mich hier Löben genannt und bin seit acht Monaten Sekretair der deutschen Angelegenheiten. Während dieser Zeit habe ich mir das Vertrauen meines Herrn in einem so hohen Grade erworben, daß ich mit Grunde mein künftiges Glück von ihm hoffen darf; und ich versichere Sie bei dem Gott, bei welchem ich einst Rechenschaft von meinen Handlungen ablegen muß, daß ich mich dieses Vertrauens nie unwürdig machen werde. Entdecken Sie ihm aber meine Undankbarkeit gegen Sie, so muß ich mit Recht befürchten, daß er mir sein Wohlwollen entzieht, mich wohl ganz aus seinem Hause entfernt — und dann gute Nacht alle ihr schönen Hofnungen, die ihr mir

die Aussicht in die Zukunft so angenehm und erfreulich macht; dann wieder hinaus in die weite Welt, hingegeben dem Strudel eines wankelmüthigen Schicksals. Ach und ich bin der Rolle eines flüchtigen Abentheurers so überdrüßig, daß daß ich mich nach einer ruhigen, sorgenfreien Lage, nach einem festen und sicheren Wirkungskreise mehr als jemals sehne. Auch bin ich in der That an dem großen Wirrwarr, in welchem ich mich bis jetzt befunden habe, unschuldiger, als ich es in den Augen der Welt scheinen mag.

Ich hoffe, daß Sie in Leipzig keine Schulden für mich bezahlt haben werden, da Niemand die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen beweisen konnte, und ich bei einem meiner dortigen Freunde, zur Berichtigung einiger rückständigen Kleinigkeiten, zehn Thaler zurück gelassen hatte. Und so ist dann die einzige Beleidigung, die Sie mir zu vergeben haben, meine Trennung von Ihnen, ohne daß Sie weitere Nachrichten von mir erhalten hätten. Hierüber werden Sie in beiliegendem Aufsatze nähere Aufschlüsse erhalten. Ich habe ihn schon seit geraumer Zeit für Sie und einige meiner anderen Freunde aufgesetzt. Auf-

richtigkeit und Reue haben mir dabei jedes Wort eingegeben, und Sie werden bald sehen, daß ich mir keine Mühe gegeben habe, mein Bild zu verschönern. Wenn Sie alles gelesen haben, und mir dann verzeihen können: so haben Sie die Güte, mir Morgen eine persönliche Zusammenkunft mit Ihnen zu erlauben. — Wundern Sie sich übrigens nicht, daß ich viele Begebenheiten und Auftritte meines Lebens anders schildere, als ich sie Ihnen sonst erzählt habe. Ich log damals, theils um mir ein romanhafteres Ansehen zu geben, theils um meine Fehltritte zu beschönigen.

Heinrich von Feldheim.

Diesen Aufsatz besitze ich noch — fuhr der Vater fort —; und habe ihn zu unserer Belehrung und Unterhaltung mitgebracht. Hier ist er. Wilhelm wird ihn uns langsam und deutlich vorlesen. — Wilhelm nahm das Papier; seine Geschwister rückten näher an ihn heran, und er las nun mit vernehmbarer Stimme:

"Die ganze Reihe meiner Schicksale hängt aufs genaueste zusammen, so daß ich von meiner

Kindheit anfangen muß, wenn ich Ihnen ein treues Gemälde von mir selbst und von meinem Leben geben soll. Mein Vater, der ehedem preußischer Offizier gewesen war, und unter Friedrich dem Einzigen einen großen Theil des ewig denkwürdigen siebenjährigen Krieges mitgefochten hatte, wandte viel Sorgfalt auf meine Erziehung und bezahlte eine Menge Privatlehrer; denn ich war sein einziger Sohn und er hoffte aus mir etwas Vorzügliches zu machen. Er war aber dabei zu schonend und nachsichtsvoll, ließ mir zu vielen freien Willen, und schwieg zu manchen kindischen Unarten still. Ich erinnere mich, daß ich schon in meinem zehnten Jahre außerordentliche Lust zur Musik hatte. Mein Vater kaufte mir eine Violine und bezahlte einen Lehrer, der mich darauf unterweisen sollte. Acht oder vierzehn Tage dauerte meine Lust noch fort; da ward mir das Notenlernen zu lästig, das Spielen ging zu langsam: ich zerschlug den Bogen, zerriß die Saiten und warf die Violine von dem oberen Stockwerke des Hauses auf die Straße hinaus. Ich erinnere mich dieses Auftritts noch sehr wohl; denn meine Strafe dafür war hart,

weil es die erste Bosheit war, auf welcher mich mein Vater ertappte.

Eben so zeichnete ich schon als Kind sehr gern für mich und kopirte aus einer alten Bibel alle Holzschnitte, und aus einem militärischen Werke alle Charten und Plane. Mein Vater, der auf alle meine Neigungen sorgsam achtete, hoffte einst einen großen Ingenieur aus mir zu machen, und hielt mir einen Zeichenmeister. Nun mußte ich zeichnen, und zwar nach einer bestimmten Regel und Vorschrift — und da ward es mir zum Eckel; der Lehrer führte beständig Klage über meine Unachtsamkeit und Widerspänstigkeit. In meinem elften Jahre wurde ich auf eine Jesuiterschule gebracht. Man bemerkte an mir einen großen Trieb zum Lesen; denn ich schleppte mir heimlich alle Bücher zusammen, die ich nur erhaschen konnte, und las Tag und Nacht. Dies deutete man auf eine entschiedene Anlage zu einem künftigen großen Gelehrten und machte mich schon in meinem zwölften Jahre zum Gehülfen in der Hausbibliothek. Nun aber las ich nichts mehr als die Titel der Bücher, und höchstens hie und da eine Stelle. Nur solche Bücher

machten mir Vergnügen, die ich von Andern geborgt bekam. Ueberhaupt gewöhnte ich mich an ein so flüchtiges, oberflächliches Lesen, daß ich in der Folge kein Buch mit Ernst und Nachdenken bis zu Ende lesen konnte.

Ich fing schon auf der Schule an, Aufsätze, Briefe, Gedichte, kleine Romane und dergleichen zu meinem Zeitvertreibe auszuarbeiten; da ich nun aber in die sogenannte rhetorische Klasse kam und deutsche Aufsätze und Reden machen sollte, arbeitete ich mit dem größten Widerwillen. Ueberhaupt war ich in jeder Arbeit, die mir aufgetragen wurde, der schlechteste, in jeder freiwilligen aber der beste. Dafür bekam ich manche Strafe und mußte nicht selten fasten. — Von den Jesuiten kam ich in meinem vierzehnten Jahre in ein Kadettenhaus. Hier sollte die Mathematik mein vornehmstes Studium seyn; aber kaum hatte ich die ersten Elemente derselben begriffen: so war es mit meiner Aufmerksamkeit vorbei, und ich schlief entweder in der mathematischen Stunde oder las fremde Bücher. Mir fiel einst das Compendium der Rhetorik aus der Jesuiterschule in die Hände. Es war lateinisch

geschrieben und ich verstand wenig davon, weil ich ehedem beim rhetorischen Unterricht immer zerstreut gewesen war. Da nun auf dem Kadettenkorps keine Anweisung im Lateinischen gegeben wurde, so erwachte meine Lust zu dieser Sprache und ich saß Tag und Nacht bei der Grammatik und bei den lateinischen Schriftstellern.

Einige Jahre darauf ward ich als Junker zu einem Regiment geschickt. Ich lernte den Dienst sehr schnell; denn der Reiz der Neuheit machte mir die Sache angenehm und das militärische Leben entsprach ganz meinem flüchtigen, unstätten und leichtsinnigen Charakter. Und hier geht eigentlich die Geschichte meiner Verirrungen und meines abentheuerlichen Lebens an. Ich war in Gesellschaften sehr gern gesehen und meine Kammeraden, die meiner Eitelkeit schmeichelten, wußten mich allenthalben hinzulocken, wo es lustig und munter zuging. Von meinem Vater erhielt ich eine ansehnliche Zulage; ich konnte mir also manches Vergnügen erlauben, das sich meine ärmeren Kammeraden versagen mußten. Diesen half ich aus der Noth, so oft ich's vermochte,

machte ihnen Vorschüsse und theilte brüderlich mit ihnen, was ich hatte. Aber dadurch gerieth ich auch in Schulden, versetzte mehrere meiner Sachen, nahm kleine Summen zu ungeheuren Procenten auf und ward nachläßig in meinem Dienste. Dies wurde meinem Vater gemeldet und dieser entzog mir die monatliche Zulage.

Jetzt zogen sich meine Freunde immer mehr von mir zurück und es währte nicht lange, so stand ich, von allen verlassen, allein da. Bei meinen Oberen galt ich für einen nachläßigen, lüderlichen, nichtsnutzigen Menschen, und wurde von ihnen mit der größten Strenge behandelt. Sehr oft saß ich auf der Wache im Arrest. — In der Zeit von etwa einem Jahre hatte ich gegen zweihundert Thaler Schulden gemacht. Ich erkannte mein Unrecht, bereuete meinen Leichtsinn, und bat meine Freunde dringend und herzlich, mich aus meiner verzweifelten Lage herauszureißen. Ein bitterer Groll bemächtigte sich meiner, als ich sahe, daß alle die Menschen, die mitgenossen und mich verführt hatten, über mich lachten, und nicht einmal mit einem guten Rath aushalfen. In einem Augenblick der Ver-

zweiflung faßte ich den bösen Entschluß zu desertiren, und noch an demselben Abend führte ich ihn aus. Diesen unbesonnenen Schritt habe ich in der Folge bitter bereuet, und hätte ich nur einen Freund gehabt, dem ich mich anvertrauen konnte, der mir das Ehrlose meines Unternehmens in das gehörige Licht stellte, und mir den Weg zu meiner Besserung zeigte: o gewiß, ich würde diesen Weg eingeschlagen haben und vor allen späteren Fehltritten bewahrt worden seyn; denn ich erkannte mein Unrecht und es kostete mir viel Mühe, die Stimme der Ehre in mir zu betäuben. Aber gegen Alle begte ich einen bitteren Haß; ich fühlte mich in meiner Lage unbeschreiblich unglücklich und schmachtete nach Freiheit.

Da ich nicht wußte, was ich anfangen und wohin ich fliehen sollte, so ging ich zu den Konföderirten in Pohlen. Aber einige Auftritte unmenschlicher Grausamkeit, von denen ich Augenzeuge war, erschütterten mich so sehr, daß ich in der größten Eil wieder zu entkommen suchte. Ohne Geld, ohne Hofnungen, ohne einen bestimmten Plan, kam ich nach Breslau. Hier

begegnete ich eines Tages auf der Straße einem Herrn, ich sonst oft bei meinem Vater gesehen hatte. Ich folgte ihm in seine Wohnung und eröffnete ihm mein ganzes Herz. Mit der größten Menschenfreundlichkeit nahm mich der edle Mann auf, gab mir ein gutes Zimmer und einen freien Tisch in seinem Hause, kleidete mich wieder anständig und unterstützte mich hinlänglich mit Gelde. Ja er that noch mehr. Er schrieb an meinen Vater und an den Chef des Regiments, von welchem ich desertirt war, und sein Vorwort war so kräftig, daß ich nach etlichen Wochen meinen Abschied und die Erlaubniß erhielt, zu meinem Vater zurückkehren zu dürfen.

Ach es kostete mir einen schweren Kampf, vor meinem tiefbetrübten Vater zu erscheinen. Er war mit so ganzer Seele Soldat und kannte nichts Höheres, als die Ehre seines Namens. Und sein einziger Sohn, der die Freude seines Lebens, die Stütze seines nahenden Alters, der Stolz seines Hauses seyn sollte — er hatte die Bahn der Ehre verlassen und war heimlich entwichen. Jetzt stand mir das Bild meines bekümmerten Vaters lebhaft vor Augen; ich sahe

ihn schweigend und niedergebeugt zur Erde blicken, und eine Thräne des Kummers über seinen ungerathenen Sohn die bleichen Wangen herabrollen. Aber hätte ich auch blutige Thränen weinen mögen — ach ich konnte damit die rasche That nicht ungeschehen machen, die schweren Leiden meines Vaters nicht zurückkaufen. O könnte doch jedes Kind nur den zehnten Theil der Herzens- und Gewissensangst fühlen, die damals mein Inneres zerrüttete; es würde gewiß vor jedem Fehltritt, durch den es das Herz der Eltern mit Kummer füllt, zurückbeben.

Mein Vater liebte mich zu zärtlich, als daß er mich hätte mit Härte behandeln sollen. Er drohete mir jedoch sehr nachdrücklich mit seinem Zorn, wenn ich mich je wieder eines ähnlichen Vergehens schuldig machen würde. Bei der Armee konnte ich nicht wohl wieder angestellt werden; mein Vater beschloß also, mich auf die Universität zu schicken. Aber ich brachte keine gründlichen Vorkenntnisse mit und an ein ernstes, anstrengendes Studiren war ich nicht gewöhnt; die Vorlesungen über Philosophie, Mathematik und Jurisprudenz kamen mir also sehr

trocken und langweilig vor, und ich gab sie bald ganz auf. Dagegen wurden die schönen Wissenschaften, Musik und die neueren Sprachen meine Lieblingsbeschäftigungen, und ich kann wohl sagen, daß ich darin recht gute Fortschritte gemacht habe. Da ich meinen Vater kannte, so wagte ich es nicht, zum zweitenmal seinen Zorn zu reizen; sondern lebte still und eingezogen und hütete mich vor Schulden. Er hatte mir zwar mein Ausgabegeld ziemlich kärglich zugemessen, und ich liebte das Vergnügen; aber ich hatte auch Gelegenheit, manchen Thaler mit Gedichten, Uebersetzungen, Korrekturen und anderen literarischen Arbeiten zu verdienen.„

Hierbei wollen wir heute stehen bleiben — sagte der Vater — und Morgen unsern Feldheim auf der Laufbahn seines Lebens weiter begleiten. Es war heute ein heißer Tag und die ausgedörrten Pflanzen schmachten nach Erquickung. Schnell also mit euren Gießkannen herbei, und den Blumen, die matt und traurig ihr welkes Haupt herabhängen, neue Kraft und Stärkung gegeben.

Neun und zwanzigster Abend.

Beschluß der vorigen Geschichte.

Nachdem sich die Hellwigsche Familie am folgenden Abend unter dem schattenreichen Kastanienbaum vor dem Gartenhause versammelt hatte, ließ der Vater die Feldheimsche Geschichte von seinen Kindern kurz wiederholen, und übergab alsdann dem muntern August den Aufsatz, um da fortzufahren, wo Wilhelm am vorigen Abend aufgehört hatte. Mit Freuden erfüllte August den Auftrag des Vaters und las laut und langsam folgendes:

"Ich war nun zwei Jahre auf der Universität gewesen und zwanzig Jahre alt. Mein Vater, der während dieser Zeit wegen seiner gichtischen Zufälle den Abschied genommen hatte und auf einem kleinen Gute lebte, verlangte, daß ich zu ihm zurück kommen und so lange bei ihm

bleiben sollte, bis sich eine Gelegenheit zu meiner Anstellung zeigen würde. Ich erfüllte seinen Befehl und wurde von ihm mit Güte aufgenommen und mit Vertrauen behandelt. Dies hatte ich den guten Zeugnissen und den Briefen seiner Freunde, die ich von der Universität mitgebracht, zu verdanken. Was ihm aber besonders gefiel, war der Eifer, mit dem ich mich der Wirthschaft annahm und der Geist der Sparsamkeit, den ich allenthalben einzuführen suchte. Vielleicht wäre ich auf diesem guten Wege geblieben, wenn nicht mein Vater unglücklicherweise in Erbschaftsangelegenheiten hätte auf längere Zeit eine Reise unternehmen müssen. Er ließ mich zurück und übertrug mir unterdeß die Führung der Wirthschaft.

In der Nähe des väterlichen Gutes wohnten mehrere junge Edelleute, die ein sehr geselliges und fröhliches Leben führten. Sie besuchten mich verschiedenemal, und die Höflichkeit verlangte es, daß ich ihre Besuche erwiederte. Der muntere Ton, der in ihren Gesellschaften herrschend war, entsprach meinem jugendlichen Frohsinn, und es währte nicht lange, so konnte ich

ohne sie nicht leben. Sie beredeten mich zu einer Reise nach der nahgelegenen Hauptstadt, und da gab es der Zerstreuungen und Vergnügungen so viele, daß erst nach vier tumultuarischen Wochen an die Rückkehr zu unserer ländlichen Heimath gedacht wurde. Aber dieser kostspielige Aufenthalt in der Hauptstadt hatte nicht nur meinen ganzen Geldvorrath aufgezehrt, sondern ich hatte mich auch noch genöthigt gesehen, Schulden zu machen. Um diese bedeutende Lücke in meinem Rechnungsbuche wieder auszufüllen, nahm ich zu dem verkehrtesten unter allen Mitteln — zum Spiel, meine Zuflucht. Es wurde unter den Amt- und Edelleuten in der Nähe sehr hoch gespielt. Bisher hatte ich keinen Antheil daran genommen; als ich aber sahe, daß einer meiner Freunde an einem Abend achthundert Thaler gewann: da konnte ich der Anreizung, die geleerte Kasse meines Vaters auf eine so leichte Weise wieder zu füllen, nicht länger widerstehen, und — ich ward ein Spieler.

Aber ich spielte unglücklich und verwickelte mich immer tiefer in Schulden, und zuletzt versetzte ich meines Vaters Silbergeräthe, Uhren,

Ringe, Bücher, kurz alles was ich fand, und wofür ich Geld bekommen konnte. Doch jetzt erhielt ich einen Brief von meinem Vater, worin er mir seine nahe Rückkunft meldete. Das weckte mich plötzlich aus meiner Betäubung und ich sann nun auf Mittel, die versetzten Sachen wieder einzulösen. Da fiel mir etwas ein, wovon ich mir eine ansehnliche Einnahme versprach. Ich hatte nämlich schon auf der Universität drei Schauspiele geschrieben; diese sahe ich jetzt noch einmal durch, und schickte sie an die Theaterdirection nach Hamburg. Die Direction bezahlte für jedes Stück, das den Preis erhielt, zwanzig alte, vollwichtige Louisd'or, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß meine Arbeiten nicht alles, was noch eingesandt worden war, weit übertreffen müßten.

Welch ein Donnerschlag für mich, als ich meine Schauspiele ohne Geld wieder bekam! Ich trug sie in der Angst einem Buchhändler an, und erhielt etliche Dukaten dafür. Einen Theil des Geldes setzte ich in die Lotterie. Sie wurde gezogen, und meine Nummern, ob ich sie gleich nach den besten Regeln berechnet hatte, gewan-

nen

nen nichts. Meines Vaters Ankunft fürchtete ich in etlichen Tagen. Was sollte ich thun? Unmöglich konnte ich ihm nach einem neuen gewaltigen Fehltritt, mit einem so belasteten Gewissen, unter die Augen treten. Ich setzte mich also auf mein Pferd und ritt damit eben so planlos, wie ich vorher vom Regiment gegangen war, in die weite Welt. Mein Vater war zwei Tage nach meiner Flucht nach Hause gekommen. Die Erbschaftssachen waren höchst verdrüßlich für ihn gewesen und hatten ihm wenig oder gar nichts eingebracht. Deswegen war sein Zorn über meine heillose Wirthschaft und heimliche Entweichung doppelt heftig.

Als ich am zweiten Tage meiner unglücklichen Flucht mit dem Pferde über einen Graben setzen wollte, stürzte ich herunter und verrengte mir den Fuß, so daß ich in einer kleinen Stadt liegen bleiben mußte. Hier ward ich, auf Verlangen meines Vaters, der mich hatte aufsuchen lassen, angehalten, und wenige Tage darauf nach einer Festung gebracht, wo ich funfzehn Monate lang im Gefängnisse saß. Ich schauderte anfangs vor dem Verlust meiner Freiheit und fühlte mich

in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft unbeschreiblich unglücklich. Bald aber söhnte ich mich mit meiner Lage aus, und fühlte mich zuletzt in derselben recht wohl und behaglich.

In einem Zimmer neben mir saß ein Mann, der Schulden halber arretirt worden war. Dieser hatte eine recht hübsche Handbibliothek, aus der ich reichlich mit Büchern versorgt wurde. Wir durften täglich, so lange es uns beliebte, zusammen bleiben. Mein Nachbar war ein sehr gebildeter Mann, der einen großen Schatz herrlicher Kenntnisse besaß und besonders die Geschichte und Philosophie mit Eifer studirt hatte. Dabei sprach er sehr gut französisch und verstand das Englische und Italienische aus dem Grunde. Für alles dies wußte er mir bald Geschmack abzugewinnen und ich lernte mit solchem Eifer, daß wir in Kurzem die italiänischen Dichter und die englischen Classiker zusammen lesen konnten. Ich hatte die Erlaubniß, des Tages drei Stunden lang in der Festung spazieren zu gehen; allein ich benutzte sie nur selten, weil ich das Gespräch und den Anblick der übrigen Gefangenen nicht ertragen konnte, und in meiner stillen Einsam-

keit, so wie in der Gesellschaft meines Freundes, die süßeste Nahrung für meinen Geist fand.

Es war daher nicht Trotz oder Bosheit, daß ich nach drei Monaten, als mir mein Vater die Freiheit anbieten ließ, dieses schöne Geschenk ausschlug; zumal da ich fühlte, daß ich noch nicht Festigkeit des Charakters genug besaß, dem unverbrüchlich treu zu bleiben, was ich als gut und recht erkannt hatte. Auch sah ich voraus, daß ich in eine Lage kommen würde, die meinen Wünschen nicht angemessen war. — Nach funfzehn Monaten ward ich wieder in Freiheit gesetzt; aber ich kann nicht sagen, daß ich die mindeste Freude darüber gehabt hätte. Ich war der Einsamkeit, so fürchterlich sie von aussen schien, so gewohnt, daß wenn ich nicht mit meinem Freunde sprechen, nicht lesen, nicht schreiben konnte, ich, den Kopf auf die Hand gestützt, ruhig da saß, Entwürfe für die Zukunft machte, oder die Steine in der Mauer zählte.

Meinem Vater schrieb ich, daß ich nicht eher wieder vor ihm erscheinen könnte, als bis ich ihm unläugbare Beweise meiner Besserung gegeben haben würde. Mein edler mitgefange-

ner Freund hatte einige Wochen früher als ich, das Gefängniß verlassen. Er hatte angesehene Verwandte und Freunde, und war deshalb, gleich nach seiner Freilassung, wieder in seinen vorigen Posten eingesetzt worden. Sobald ich deshalb meine Freiheit wieder erlangt hatte, ging ich zu ihm und wurde mit offenen Armen empfangen. Schon nach einigen Tagen hatte er mir eine kleine Stelle bei einer Kasse zu verschaffen gewußt. Mein Geschäft bestand im Rechnen — eine für mich höchst langweilige und unwillkommene Arbeit.

Mehr aus Achtung gegen meinen Freund, als aus Neigung, trat ich mein Amt an, und es konnte nicht fehlen, daß ich nicht in kurzer Zeit tausend Verdrüßlichkeiten gehabt hätte. Da mir meine Amtsgeschäfte höchst widerlich waren, so schob ich sie immer bis zum letzten Augenblick auf; und dann waren die hingeschriebenen Summen gewöhnlich falsch. Man machte mir über meine Eilfertigkeit Vorwürfe, vornämlich machte sie mir mein Wohlthäter und Freund. Ich sahe ein, daß ich unrecht gethan hatte und fing an, mit mehr Sorgfalt und Stätigkeit zu arbei-

ten; aber ein neues Buch, das mir in die Hände fiel, ein dichterischer Gedanke, der mir in den Kopf kam, erfüllten mich gleich wieder mit neuem Widerwillen gegen meine Tabellen und Schemata. Ich bemerkte bald, daß man mich mehr aus Achtung gegen meinen Beförderer, als um mein selbst willen im Brote ließ; und dies sowohl, als auch mein Hang nach Abentheuern, den mein Aufenthalt im Gefängnisse nur eingeschläfert, nicht getödtet hatte, bewog mich, nach etlichen Monaten meine Stelle niederzulegen, und meinen Wanderstab nach alter Weise wieder zu ergreifen.

Meine Neigung für das Theater führte mich einer herumziehenden Schauspielergesellschaft zu, die damals in einer großen Stadt mit vielem Beifall spielte. Ich übergab dem Director ein Paar Stücke, die ich geschrieben hatte; sie gefielen ihm so, daß er mir die Einnahme für die dritte Wiederholung derselben bewilligte. In allen spielte ich die wichtigsten Rollen selbst, und sowohl mein Spiel, als die Autorehre zogen mir die Bekanntschaft verschiedener angesehener Personen zu. Ich hatte durch die Einnahme von

meinen Stücken eine nicht ganz unerhebliche Summe in die Hände bekommen, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, mit einem gewissen Anstande in Gesellschaften zu erscheinen.

Die ganze Gesellschaft von Schauspielern bestand aus Leuten, die, ehe sie diesen Stand gewählt hatten, keine Wissenschaften getrieben hatten, die sich auch nun nicht damit beschäftigen konnten, und daher ihre Zeit im Müßiggange, oder was fast immer einerlei ist, in Ausschweifungen zubrachten. Ich fand es vollkommen bestätigt, was einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller vom Theater sagt: "Man spricht viel vom „Theater, aber wer nicht selbst darauf war, kann „sich keine Vorstellung davon machen. Wie „völlig diese Menschen mit sich selbst unbekannt „sind, wie sie ihr Geschäft ohne Nachdenken „treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen „sind, davon hat man keinen Begriff. Nicht „allein will jeder der erste, sondern auch der „einzige seyn; jeder möchte gerne alle übrigen „ausschließen, und sieht nicht, daß er mit ihnen „zusammen kaum etwas leistet; jeder dünkt sich „wunder Original zu seyn, und ist unfähig, sich

„in etwas zu finden, was außer dem Schlen-
„drian ist; dabei eine immerwährende Unruhe
„nach etwas neuem.„

"Mit welcher Heftigkeit wirken sie gegen
„einander! und nur die kleinlichste Eigenliebe,
„der beschränkteste Eigennutz macht, daß sie sich
„mit einander verbinden. Vom wechselseitigen
„Betragen ist gar die Rede nicht, ein ewiges
„Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und
„schändliche Reden unterhalten; wer nicht lieder-
„lich lebt, lebt albern. Jeder macht Anspruch
„auf die unbedingteste Achtung, jeder ist empfind-
„lich gegen den mindesten Tadel. Das hat er
„alles schon selbst besser gewußt! und warum
„hat er denn immer das Gegentheil gethan?
„Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen,
„scheint es, als wenn sie sich vor nichts so sehr
„fürchteten, als vor Vernunft und gutem Ge-
„schmack, und nichts so sehr zu erhalten suchten,
„als das Majestätsrecht ihrer persönlichen Will-
„kühr.„ —

Ich war zu stolz und besaß zu viel Verstand
und Geschmack, um in der Gesellschaft solcher

Leute länger zu leben und mich abhängig zu machen von den kleinlichen Leidenschaften beschränkter und alberner Köpfe. Als deshalb die Schauspielergesellschaft weiter zog, blieb ich in jener Stadt zurück und lebte vom Privatunterricht und von literärischen Arbeiten. Ich hatte mir durch mein anständiges Betragen die Achtung und Freundschaft angesehener Männer erworben, die mir den Zutritt in ihrem Hause verstatteten, und ich machte die Bekanntschaft mit vielen Gelehrten, die dort lebten oder sich nur eine kürzere Zeit aufhielten. Unter diesen Verhältnissen hätte ich recht angenehm und glücklich leben können; allein das rasche Jugendblut war noch nicht abgekühlt und so manche schmerzhafte Erfahrungen hatten mich noch nicht weiser gemacht. Ich hegte auch die schmeichelhafte Meinung bei mir, die von einer großen Unbekanntschaft mit der Welt zeigte, daß es mir bei meinen weitläuftigen Bekanntschaften nirgends an einer Versorgung fehlen würde.

Ueberhaupt hatte ich von jeher eine außerordentliche Anlage zum Hoffen. Sobald ich

mir nur erst irgend etwas als möglich gedacht hatte; so konnte ich auch gewöhnlich nicht mehr begreifen, warum es nicht geschehen sollte, und arbeitete dann in der festen Erwartung eines glücklichen Erfolgs nach meinem phantastischen Plane. Ich war bis dahin mit einer solchen Gedankenlosigkeit und Flüchtigkeit durchs Leben gelaufen, daß ich auf die Erscheinungen um mich her, und auf das gewöhnliche Schaffen und Treiben der Menschen wenig oder gar nicht geachtet hatte. Und so hielt ich denn oft eine Sache für das, wofür sie mir äußerlich erschien. Auch wußte ich damals die freundlichen Versicherungen von Wohlwollen und die Bezeugungen gewöhnlicher Höflichkeit noch nicht von den thätigen Beweisen wahrer, herzlicher Freundschaft zu unterscheiden. Dies war der Grund, warum ich meine Bekanntschaften und Empfehlungsschreiben in der Tasche für baares Geld hielt, und hoffte, daß ich gleich in der ersten Stadt, wo ich mich zeigen würde, auch ein Amt erhalten würde.

Ich rüstete mich eben zu meiner Abreise, als mir ein schwarzgesiegelter Brief überreicht

wurde. Nicht ohne Bangigkeit eröfnete ich ihn; denn ich ahndete eine recht traurige Nachricht. Wie erschrack ich, als mir der Tod meines Vaters gemeldet und zugleich — meine testamentarische Enterbung angezeigt wurde. Nach einer viermonatlichen, sehr schmerzhaften Krankheit, war er aus der Welt gegangen und hatte das wenige Vermögen, das er hinterließ, seiner unverheirateten Schwester vermacht, welche ihn in seiner Krankheit mit der größten Treue und Sorgfalt gewartet und gepflegt hatte. Wahrlich ich beneidete ihr diese Erbschaft nicht; aber die unerwartete Nachricht traf mich im Innersten. Ich fühlte tief, wie unempfindlich ich meinen guten Vater vernachläßigt, wie viel Kummer und Schmerz ich ihm während seiner letzten Lebensjahre bereitet hatte; ach! und ich konnte das Versäumte nicht wieder gut machen, da das schöne Verhältniß wenigstens für diesmal aufgehoben war.

Späterhin erfuhr ich, daß mein Vater gegen mich sehr erbittert worden sey, weil ich die angebotene Befreiung von dem Festungsarrest ausgeschlagen hatte und dann nicht wieder zu

ihm zurück gekehrt war. Meine Tante suchte seinen Unwillen gegen mich immer noch mehr zu entflammen, und führte demselben mit großer Geschäftigkeit reichliche Nahrung zu. Besonders wußte sie ihm mein Engagement beim Theater und mein gänzliches Stillschweigen aus einem sehr gehäßigen Lichte darzustellen. Tausend schlechte und liederliche Streiche wußte sie ihm von meinem Theaterleben zu erzählen. — Als nun mein Vater erkrankte und seine Schwester die einzige Stütze und Zuflucht für ihn war, da wußte diese ihn in einer schwachen Stunde zur Abfassung jenes Testamentes zu bereden. Sie fand indeß das Vermögen nicht so ansehnlich, wie sie erwartet hatte; denn mein Vater hatte nur den dritten Theil des Kaufpreises vom Gute bezahlt, und da er von der Wirthschaft nichts verstand, so war er oft sehr arg betrogen worden.

Nachdem ich meine Sachen eingepackt und von meinen Freunden Abschied genommen hatte, setzte ich mich, voll der herrlichsten Erwartungen, auf die Post. Aber ich sah mich bald in meinen schönen Hofnungen gewaltig getäuscht. Ich hatte

ein Paar kleine Fürstenthümer durchstrichen, und meine Empfehlungsschreiben größtentheils, mein Geld aber bis auf einen kleinen Ueberrest alles an den Mann gebracht; aber es hatte auch nicht den geringsten glücklichen Erfolg gehabt. Versicherungen, daß man sehr bereit sey, mir nützlich zu werden, wenn sich eine Gelegenheit fände, Komplimente über meine ausgebreiteten Kenntnisse und glücklichen Talente; dann und wann ein Mittagbrot und weitere Empfehlungen — das war alles, was ich von meinem Umherziehen einerntete.

Dies war die Zeit, in welcher ich Sie aufsuchte, und in Hannover fand. Gott sey es ewig gedankt, daß ich Sie fand. Sie haben meine ganze Denkungsart umgeschaffen, und einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz gemacht. Sie wissen selbst, wie ich mich unter Ihrer Aufsicht bildete. Ich erkenne die Größe Ihrer Wohlthaten zu sehr, als daß ich nur den Versuch wagen sollte, durch Worte meine Gefühle auszudrücken. Meine Gesinnungen wurden edler, meine Absichten rein und lauter, und meine Vor-

säße für die Zukunft waren unverwerflich. Das alles durfte ich mir mit einigem Zutrauen selbst bekennen; aber ich fühlte auch, wie ich es durch Ihren Umgang und durch Ihren väterlichen Beistand geworden war.

Warum ich Sie aber dennoch verließ, wird Ihnen nach diesem Bekenntniß um so unerklärlicher scheinen. Die eigentliche Veranlassung dazu war folgende: Ich ging an einem schönen Sommerabend nach dem Wendlerschen Garten, um Gellerts Monument zu sehen. Schon oft war ich dort gewesen und hatte mich ergötzt an der Büste eines Mannes, der ein Lehrer der Weisheit und Tugend im vollkommensten Sinne des Worts war, der so manchen edlen Jüngling, so manches gefühlvolle Mädchen durch die sanfte Kraft seiner Rede für die Tugend erwärmt, und das heilige Feuer der Religion in ihnen angefacht hatte. In einer nahgelegenen Laube las ich dann die Schriften des Entschlafenen, und gestärkt, erbaut, für alles Gute empfänglich gemacht, verließ ich jedesmal den Garten. Jedes Wort des Weisen fühlte ich nachdrücklicher und

stärker, wenn ich ihn vorher dort im Bilde gesehen hatte.

Diesen Abend stand ich und sahe seine ruhige Miene mit einer Entzückung an, die sich nicht beschreiben läßt. Der Gedanke, wie weit ist der Abstand zwischen dir und diesem Heiligen, und wie viel Schweiß wird es dir noch kosten, ehe du ihn erreichst — dieser Gedanke ergriff mich mit seiner ganzen Feierlichkeit. Ich weinte Thränen stiller Rührung und wäre gern niedergekniet, wenn ich es unbeobachtet hätte thun können. Ich zog mich in meine Lieblingslaube zurück und sahe bald darauf zwei Fremde auf das Monument losgehen. Als sie demselben nahe gekommen waren, rief der eine von ihnen aus: "O daß du noch lebtest, edler Mann, damit „ich dir sagen könnte, wie viel ich dir verdanke. „Doch diese Freude ist dir für die Ewigkeit auf„gespart:„

"Da will ich Dir den Dank bezahlen,
„Daß Du den Weg mich gehen hieß'st,
„Und Dich zu Millionen malen
„Noch segnen, daß Du mir ihn wieß'st. —

„Heil sey Dir! Denn Du hast das Leben,
„Die Seele mir gerettet, Du!„

Thränen erstickten seine Stimme und er sank an die Brust seines Freundes, der ihn fest umschlossen hielt. Nach einer Weile erhob er sich wieder und sagte:

“O Gott, wie muß das Glück erfreun,
„Der Retter einer Seel' zu seyn.„

“O hätten Sie ihn gekannt — fuhr er zu „seinem Gefährten fort —, mit heiliger Ehr„furcht würden Sie diese Büste betrachten. Das „war seine sanfte, freundliche Miene, als er „mir mit der Liebe und Herzlichkeit eines Va„ters zurief: Freund, Gott hat Ihnen herrliche „Kräfte gegeben, und Sie versündigen sich, wenn „Sie dieselben ungenutzt schlummern lassen. Ent„sagen Sie Ihrem unsteten und flüchtigen Le„ben, und suchen Sie sich einen ruhigen und „sicheren Wirkungskreis. Um Ihren häuslichen „Heerd werden sich dann die freundlichen Götter „des Friedens versammeln und Sie werden Ruhe „finden für Ihre Seele. Ach das Glück des „Lebens wohnt nicht in der unruhigen stürmi-

„schen Außenwelt, nicht in den vergänglichen „Erscheinungen irdischer Herrlichkeit: nein, in „unserm eigenen Herzen, da oder nirgends fließt „die Quelle reinen Glücks.„

Was er weiter sagte, weiß ich nicht; aber die Worte rißen mich hin mit unwiderstehlicher Gewalt. Es war, als hätte der Entschlafene mir diese Worte zugerufen, und der Entschluß stand fest bei mir, dem eitlen Gaukelspiel eines romanhaften Lebens zu entsagen, und in unbekannter Glückseligkeit einen kleinen Wirkungskreis mir zu schaffen. Noch an demselben Abend schrieb ich an meinen Vetter im Erzgebürge, der dort das Bergwesen unter seiner Aufsicht hatte, und bat ihn um eine Anstellung bei seinem Departement. Seine Antwort haben Sie gelesen. Ich fand ihn bei meiner Ankunft nicht zu Hause, sondern mußte ihm etliche Meilen weit nachreisen, und mit ihm dann die übrigen Bergwerke bereisen. Während dieser ganzen Zeit war ich in so vielen Zerstreuungen verwickelt, daß ich nicht dazu kommen konnte, Ihnen Nachricht von mir zu geben; oder vielmehr, ich wollte es nicht eher

thun,

thun, als bis ich Ihnen etwas Bestimmtes von meinem ferneren Schicksal schreiben konnte.„

“Zwei Jahre lang arbeitete ich in dem Hause meines Vetters, um mir die nöthigen Kenntnisse zur Führung eines Amtes beim Bergwesen zu verschaffen. Aber mein Vetter starb, ehe er für mein Unterkommen gesorgt hatte, und meine Lage war nun bedenklicher als je. Ich hatte Schulden machen müssen und wußte nicht, wovon ich sie bezahlen sollte. Alle Welt hielt mich für einen Betrüger, weil ich kein Geld hatte, und wohin ich kam, behandelte man mich mit Kälte und Schnödigkeit. Das that mir im Innersten weh; ich entschloß mich zur Veränderung meines Namens und zu einer neuen Wanderung, mit dem redlichen Vorsatz, alle meine Schulden zu bezahlen, sobald es mir irgend möglich seyn würde. In Berlin fand ich bei einem Legationsrath die Stelle eines Sekretairs, und ich habe ihm durch meine Bekanntschaft mit den neueren Sprachen und durch mein emsiges, treues Arbeiten, wesentliche Dienste geleistet. Nach einem Jahre mußte ich ihn auf einer Ge-

sandschaftsreise nach Warschau begleiten. Hier verlangte er eine Unredlichkeit von mir, zu der ich mich schlechterdings nicht verstehen wollte. Ich bat um meine Entlassung, und erhielt sie.„

“Ich war indeß schon als ein geschickter und fleißiger Arbeiter bekannt geworden, und nach einigen Wochen trug mir der Herr von Naschinsky den Posten an, den ich jetzt verwalte. Er ist zwar nicht sehr einträglich; ich habe indeß doch schon den Anfang zum Bezahlen meiner Schulden machen können. Jetzt bin ich zu einem glücklichen Einverständniß mit mir selbst gekommen, und ich hoffe, daß mich keine von den Thorheiten meiner Jugend mehr überraschen soll. Ich habe keinen größeren Wunsch, als irgendwo ein friedliches Obdach zu finden, wo ich am eigenen Heerd mir mein mäßiges Mahl bereiten und im Schooß einer Familie ausruhen kann von den Stürmen eines unruhigen Lebens.„

Hiermit beschloß August seine Vorlesung, und die Kinder, welche Feldheins Erzählung mit vieler Theilnahme angehört hatten, sahen nun auf den Vater, um von ihm zu erfahren,

was aus dem irrenden Ritter weiter geworden sey. — Am anderen Morgen — erzählte der Vater weiter —, kam unser ehrlicher Feldheim auf mein Zimmer und wir beide freuten uns recht herzlich über das unerwartete Wiedersehen. Seinem Wunsche gemäß, sagte ich dem Herrn von Raschinsky bloß, daß ich ehedem in Leipzig seine Bekanntschaft gemacht hätte. Von Feldheims weiteren Schicksalen weiß ich nur so viel, daß er sich das Vertrauen seines Herrn in einem so hohen Grade zu verschaffen gewußt hatte, daß ihn dieser nach einigen Jahren, gegen ein sehr ansehnliches Jahrgeld, zum Administrator aller seiner Güter machte. Ob er diesen Posten noch jetzt bekleidet, oder ob ihm das wandelbare Schicksal zu einer anderen Bestimmung abgerufen hat, oder endlich, ob er für immer zur Ruhe gegangen ist — das weiß ich nicht; seit acht Jahren habe ich von ihm nichts mehr gehört.

Ihr seht aus diesem Beispiele, meine guten Kinder, wohin Leichtsinn und Wankelmuth den Menschen führen können, wie uns der Hang nach dem Abentheuerlichen und Außerordentlichen

um das feste, innere Glück des Lebens betrügt; und wie sich an den ersten Fehltritt hundert andere reihen. Es ist sehr wahr, was eben jener fromme Dichter sagt, der auf Feldheims Herz und Verstand einen so starken Eindruck gemacht hatte:

O der erste Schritt ist alles,
Und ist dieser erst gethan,
So nimmt auch des nahen Falles,
Sich dein Schutzgeist nicht mehr an.

Feldheim war kein böser Mensch; im Gegentheil, er trug ein gutes, gefühlvolles Herz im Busen, und er hat eigentlich nie eine böse und schändliche Handlung begangen. Und dennoch ist er nie glücklich gewesen und hat auch Andere nicht glücklich gemacht. Eben weil er den Eingebungen seines flüchtigen, unstätten Temperaments mehr gehorchte, als der Stimme der Vernunft, weil er nicht Kraft genug besaß, dem standhaft zu folgen, was er als recht und gut erkannt hatte. Wäre er auf dem gewöhnlichen Wege des Lebens ruhig fortgewandelt, den Pflichten seines Berufs gewissenhaft treu geblieben; hätte er nur immer das gethan und betrie-

ben, was ihm recht eigentlich Vergnügen machte: er würde die wahre Lebensweisheit nicht erst durch so viele schmerzhafte Erfahrungen erkauft, sich selbst und seinem redlichen Vater so manchen Jammer erspart haben. Darum, meine guten Kinder, hütet euch vor dem ersten Fehltritt des Leichtsinns; bleibet beharrlich bei dem, was ihr als euren Beruf erwählt habt und irret nicht flüchtig von einem Gegenstande zum andern. So werdet ihr viel Gutes schaffen, Ruhe des Herzens finden, und Freude und Glück um euch her verbreiten.

Dreißigster Abend.

Edmund und Karl
oder
das unverhofte Wiedersehen.

Ein reicher englischer Kaufmann, Namens Edmund, machte in Handelsangelegenheiten eine Reise nach Tunis. Ihn begleitete ein vierzehnjähriger Knabe, den er als eine unglückliche, verlassene Waise zu sich genommen hatte. Da er selbst kinderlos war, so vertrat er jetzt mit desto größerer Freude und Gewissenhaftigkeit Vaterstelle bei ihm, und wandte allen Fleiß auf seine Erziehung. Karl — dies war der Name des Knaben — belohnte die Sorgfalt seines Pflegevaters durch kindlichen Gehorsam und emsigen Fleiß. In allen Wissenschaften, in welchen er Unterricht erhielt, machte er schnelle Fortschritte; besonders aber hatte er die Pflanzenkun-

de lieb gewonnen, und er besaß darin bewunderungswürdige Kenntnisse. Auch im Zeichnen hatte er es für sein Alter ziemlich weit gebracht.

Die Reise, welche er jetzt mit seinem Pflegevater nach der afrikanischen Küste machte, verschaffte ihm ungemein viel Vergnügen; denn seiner regen Wißbegierde boten sich jeden Augenblick neue Gegenstände der Beobachtung und Untersuchung dar. Eine ganz neue Welt eröffnete sich ihm in dem unbekannten Erdtheil. Der Himmelsstrich, die Erzeugnisse des Landes, die Sitten der Einwohner, die Gegenden und Aussichten — alles war ihm neu und fremde. Er ging überall herum und besahe alles, was ihm der Aufmerksamkeit eines Fremden würdig schien. Unterdeß sein Pflegevater seine Handelsgeschäfte besorgte, ging er öfters aufs Land, um schöne Gegenden aufzunehmen, oder in die benachbarten Wälder, um seltene Pflanzen und Blumen zu zeichnen.

Einst saß er um die Mittagsstunde in einem angenehmen Wäldchen, ohnweit dem Meere, unter einer hochstämmigen Dattelpalme, und zeich-

nete die Blüthe einer Granate. Da sah er einen Greis vom Ufer her sich langsam nähern, und an einem Hügel, vor dem ein klarer Bach vorbeirieselte, sich nieder lassen. In seinem Gesichte lagen die Züge eines tiefen Kummers und seine Kleidung zeigte, daß er zu der Klasse jener Unglücklichen gehörte, die unter dem Namen der Sklaven, tief unter der Würde der Menschheit erniedrigt, wie das Vieh behandelt werden. In der Hand hatte er einen längst verwelkten Blumenkranz, den er mit gesenktem Haupte anblickte und eine Thräne der Wehmuth darauf fallen ließ.

Der junge Engländer ward durch diesen Anblick tief gerührt, und das innige Gefühl des Mitleids zog ihn hin zu dem ehrwürdigen Greise. Leise und unbemerkt nahete er sich dem Hügel, setzte sich vertraulich neben den Unglücklichen, und fragte ihn mit theilnehmender Stimme: "Warum bist du so traurig, guter Greis? und „warum netzest du diesen verwelkten Rosenkranz „mit deinen Thränen?„ —

Der Alte sah dem jungen Fremdling wehmüthig ins Gesicht, und sagte: "Noch bist du

zu jung, lieber Knabe, um meinen Schmerz verstehen zu können. Der Himmel behüte dich auf deiner Lebensbahn vor ähnlichen Schicksalen und Erfahrungen. Jetzt stehe ich alter Mann auf der weiten Gotteswelt verlassen und allein da und habe Niemand, der mich in meinem Jammer trösten, und die schwere Last der Fesseln erleichtern könnte. Alles habe ich von meinem Herzen reissen müssen, was diesem Herzen theuer war.„

"Armer Mann — erwiederte der gefühlvolle Karl —, wie sehr geht mir dein Schicksal zu Herzen! Wohl bin ich noch jung und habe wenig erfahren; aber erzähle mir die Geschichte deiner Leiden, und wenn ich auch nicht helfen kann, so kann es doch vielleicht mein guter Vater, der den Armen und Verlassenen so gern zur Hülfe eilt. O erzähle mir deine Geschichte; ich weiß nicht, welche Macht mich unwiderstehlich zu Dir hinzieht. Mein ganzes Herz gehört Dir an.„

"Laß dir meine Geschichte nicht erzählen, o Jüngling — sagte gerührt der Greis —; denn, wenn du ein Herz hast und nur ahnden kannst,

was ich empfunden habe: so wäre deinem Leben auf lange Zeit die Freude geraubt.„ — Der Jüngling, dessen mitleidige Neubegierde dadurch nur noch mehr gereizt wurde, drückte ihm die Hand und bat ihn inständigst, sich durch nichts abhalten zu lassen, ihm die Geschichte seines Unglücks zu erzählen. Der Alte, welcher zu dem unbekannten Knaben ein großes Vertrauen hatte und der herzlichsten Theilnahme gewiß war, erzählte darauf folgende Geschichte:

“ Wisse denn, mitleidiger Jüngling, daß dieser kleine Hügel, an dem wir sitzen, den sterblichen Theil des treuesten, edelsten Weibes bedeckt, welches ich einst das meinige nannte. Erst einige Jahre lang lebten wir zusammen und waren die glücklichsten Menschen. Da mußte ich in Handelsangelegenheiten eine Seereise nach der Levante unternehmen. Mein gutes Weib begleitete mich auf dieser Reise, weil sie auf so lange Zeit nicht von mir getrennt leben konnte. Im mittelländischen Meer überfiel uns plötzlich ein heftiger Sturm und voll banger Furcht erwarteten wir alle unsern Untergang. Aber das Schicksal wollte

uns noch nicht zum Ziel unserer irdischen Wallfahrt führen, sondern sparte uns noch zu großen Leiden auf.„

"Wir wurden an die afrikanische Küste verschlagen, hier von Seeräubern überfallen und als Gefangene mit fortgeführt. Auf dem Markte von Tunis wurden wir als Sklaven zum Verkauf ausgestellt und wovor ich hier am meisten zitterte, war, daß ich vielleicht von meinem geliebten Weibe getrennt, die Last des Lebens allein tragen müßte. Doch so hart wollte uns der Himmel nicht strafen. Er führte mir einen menschlichen Herrn zu, der sich durch meine Thränen und Flehen bewegen ließ, auch meine Frau zu kaufen. O wie inbrünstig dankten wir Gott auf unsern Knieen für diese Gnade.„

"Man wieß uns die beschwerlichsten Arbeiten an, und begegnete uns oft mit unmenschlicher Härte. Aber wir ertrugen unser Schicksal mit Geduld, weil unsre Liebe, Trost und Linderung in alle unsere Leiden goß. Wohl zerriß es mir oft das Herz, wenn ich sahe, wie mein armes Weib in der drückensten Mittagshitze bis

zur Erschöpfung arbeiten und doch wohl von unserm grausamen Aufseher Züchtigung erdulden mußte. Ach, und ihre himmlische Sanftmuth, ihre engelreine Herzensgüte, trug dies alles ohne Murren. Nie habe ich eine Klage aus ihrem Munde gehört und ihr frommer, gottergebener Sinn, hat oft meinen sinkenden Muth aufgerichtet. Wie oft trocknete sie mir die Stirn und verwieß mich auf ein besseres Leben jenseits des Grabes, wo abgetrocknet werden alle unsere Thränen.„

“Nach zwei Jahren schenkte uns der Himmel einen Sohn, und eröfnete uns durch seine Ankunft eine ganz neue Quelle des Trostes und der Freude. Er vermehrte aber auch die Sorgen und Beschwerden meiner Frau und zehrte ihre noch übrigen Kräfte gänzlich auf. Langsam welkte sie dem Grabe entgegen, bis sie sanft und freundlich in meinen Armen entschlummerte.„

Bei diesen Worten entstürzte den Augen des Greises ein Strom von Thränen. Er barg sein Angesicht in den Blumen des Hügels. Karl war tief bewegt und vermochte kein Wort hervor

zu bringen. "Was soll ich dir weiter sagen — fuhr der Greis nach einer Weile fort —; siehe diesen Hügel. Er sagt dir Alles. In ihm liegt die Zufriedenheit und das Glück meines ganzen Lebens begraben. O daß ein so edles Wesen das Opfer eines so harten Schicksals werden mußte!„

"Noch war mir etwas übrig geblieben, das meine gebeugte Seele mit der Welt verband. Es war das theure Pfand unserer Liebe, mein kleiner Sohn, der eben sein drittes Jahr angetreten hatte. Er war ein tröstender Engel für mein blutendes Herz. Wenn er so unschuldig und ruhig in meinen Armen lag, so oft ich mich an dieser heiligen Stätte niedersetzte, um meinem Herzen durch Thränen Luft zu machen; wenn er mit seinen kleinen Händen mich streichelte, und mich bat, nicht zu weinen; wenn ich in seinem Gesichte die Züge seiner theuren Mutter erkannte, ihn mit Inbrunst an mein Herz drückte und in ihm seine verklärte Mutter selbst zu umarmen meinte: o so hätte ich eine einzige Minute voll solcher wehmüthigen Freude nicht um den Besitz der ganzen Welt vertauscht. Ich

pflegte diese zarte Pflanze mit Sorgfalt und Liebe, und jede aufkeimende Tugend, die ihr vom Mutterherzen noch eingeimpft zu seyn schien, war ein neues Band, das mich ans Leben knüpfte. Aber auch dieses köstliche Kleinod sollte mir entrissen werden. Ich sollte alles verlieren, und nur mein elendes Leben behalten.„

“Einstmals, da ich, wie gewöhnlich, um die Zeit der Mittagshitze, wo man mir immer gestattet, ein wenig auszuruhn, an diesem theuren Orte meiner Betrübniß nachhing, beschäftigte sich mein kleiner Liebling damit, Blumen zu pflücken und einen Kranz davon zu winden, um ihn an diesem Strauche hier, über dem Grabe seiner entschlafenen Mutter, aufzuhängen. In der Absicht, noch mehr Blumen zu holen, ließ er mir den Kranz, der beinahe fertig war, zurück und lief dem Strande zu. In Gedanken verloren, saß ich schwermüthig da.„

“Da plötzlich vernehme ich die Stimme eines ängstlich Rufenden, und erkenne in demselben mein theures Kind. Rasch springe ich auf und eile der Gegend zu, aus welcher das Geschrei

kam. Ich trete aus dem Walde heraus, und o Gott! was erblicke ich? Mein Kind, mein geliebtes Kind, sehe ich in den Händen von Räubern, die mit demselben einem Schiffe entgegen eilen. Vergebens strecke ich meine zitternde Arme aus, und flehe die Unmenschen an, wenigstens mich mitzunehmen. Sie hören mein Jammergeschrei nicht, haben das Schiff erreicht und eilen mit vollen Segeln davon. Ich flehe Himmel und Erde, Gott und Menschen um Hülfe an, ich werfe mich in den brennenden Sand und zerreiße mein bleiches Haar. Ach Niemand hört mich in der öden Gegend, und mein Sohn, mein theurer Sohn — —„

“Liegt hier an Deinem Busen!„ — rief der junge Engländer aus, indem er sich mit einem Uebermaaß von Empfindung in die Arme des Greises warf. Wer beschreibt das Erstaunen und Entzücken des wunderbar überraschten Vaters? Wohl hatten sich bei der Unterhaltung mit dem Jünglinge Wünsche und Ahndungen in ihm geregt, daß dieser sein geliebter, ach so schmerzhaft verlorner, so lange beweinter Sohn seyn möchte.

Es schien ihm auch, als fände er in der Gesichtsbildung des Fremdlings bekannte Züge seiner entschlafenen Gattin wieder. Und was lauter als alles sprach, sein väterliches Herz gehörte diesem Jünglinge beim ersten Worte und Blicke zu. Aber dennoch hatte er das Unmögliche nicht zu glauben gewagt. Und jetzt so plötzlich der Ausruf: "dein Sohn, dein theurer Sohn, liegt an deinem Busen!„ — Es ist ein seltsamer Zustand der Seele, wenn uns ein großes Glück bei einer traurigen, kummervollen Stimmung, plötzlich überrascht, und das, was wir nie mehr zu hoffen wagten, mit einemmale wirklich vor uns tritt.

Lange hielten beide sich sprachlos umschlungen, bis ihre gewaltsamen Empfindungen sich endlich in Freudenthränen auflöseten. Das väterliche Herz bedurfte in diesem Augenblick keiner Beweise; es überzeugte den glücklichen Alten mit freudiger Gewißheit, daß er von keinem Blendwerke getäuscht werde, sondern daß er wirklich seinen verlornen Sohn wieder in seinen Armen halte.

Nach-

Nachdem beide sich von ihrem ersten Entzücken erholt und für ihre Empfindungen Worte gefunden hatten, erzählte Karl, daß er sich seines Vaters nur noch ganz dunkel erinnert habe, und bei seiner Entführung besonders des Umstandes sich deutlich bewußt geblieben sey, daß er gerade Blumen gepflückt habe, als ihn die Räuber fortführten. Von dem Namen seines Vaters aber und von dem Lande, wo er mit ihm als Kind gelebt habe, wisse er gar nichts mehr. Auf die Bitte des Vaters, ihn von den Schicksalen seines Lebens und von seiner jetzigen Lage näher zu unterrichten, erzählte er ihm Folgendes:

"Die Seeräuber führten mich als schwaches Kind nach Amerika, und verkauften mich an einen spanischen Sklavenhändler. Etwa drei Jahre mochte ich unter den Händen dieses rauhen Mannes, der mich aber, aus eigennützigen Zwecken, menschlich und schonend behandelte, mir auch immer gute und reichliche Nahrung geben ließ, zugebracht haben, als er mich an einen englischen Kaufmann verhandelte. Dieser nahm mich ungemein liebreich auf, ließ mich in allem Wis-

senswerthen unterrichten und führte mich, als ich zehn Jahr alt war, mit nach England hinüber. Hier wußte ich mir seine Liebe in einem so hohen Grade zu erwerben, daß er mich, in Ermangelung eigener Kinder, an Kindesstatt annahm und zum Erben seines ganzen, sehr ansehnlichen Vermögens einsetzte. Und mit diesem meinem Wohlthäter habe ich jetzt eine Reise nach Tunis gemacht. Unterdeß er seine Handelsgeschäfte besorgt, durchstreife ich die umliegende Gegend, theils um mich an den herrlichen Aussichten zu ergötzen, theils um seltene Blumen und Kräuter zu zeichnen — eine Beschäftigung, die ich sehr lieb gewonnen habe. Bei dieser Gelegenheit war es, wo ich dich, mein guter Vater, sah und der Himmel uns so wunderbar zusammen führte.„

Diese Erzählung wurde oft durch neue Umarmungen, und durch neue Ergießungen des väterlichen und kindlichen Herzens unterbrochen. Dann knieeten sie nieder auf dem Grabmal der Mutter und dankten Gott für die väterlichen Fügungen seiner weisen Vorsehung.

Die Erholungsstunde des Greises war vorüber, und er mußte zurück zu der Arbeit. Bei-

de trennten sich auf einige Augenblicke mit dem gerührtesten Herzen, um bald für immer wieder vereinigt zu werden. Dann eilte der entzückte Jüngling nach der Stadt zurück, um seinen geliebten Pflegevater aufzusuchen und ihm die frohe Bothschaft mitzutheilen. Edmund war über das unverhofee Glück seines guten Karls nicht wenig erfreut, ob es ihm gleich wehe that, das Gefühl der Vaterfreude mit einem Anderen theilen zu müssen; denn es kann Niemand seinen eigenen Sohn so zärtlich lieben, als Edmund Karln liebte. Er machte sich jedoch sogleich auf, um den glücklichen Greis aufzusuchen und alles anzuwenden, um seine Befreiung zu bewirken.

Schnell führte der Jüngling seinen Pflegevater hin nach dem Felde, auf welchem der theure Greis, unter dem Schweiß seines Angesichts, das mühvolle Tagewerk vollbringen mußte. Er sah sie beide in der Ferne kommen und ging ihnen entgegen. Aber welch eine neue Scene der Ueberraschung und Freude eröfnet sich hier. Kaum hatten sich der Greis und Edmund einander begrüßt, als ihre Blicke starr auf einander ge-

heftet blieben und sie sich dann mit dem Ausruf: "o mein Bruder! mein geliebter Bruder!" in die Arme sanken.

Wirklich waren beide Brüder. Der jüngere Edmund hatte seinen älteren Bruder für todt gehalten, weil er erfahren, daß das Schiff, auf welchem er von England abgesegelt war, Schiffbruch gelitten und er seit dieser Zeit gar nichts mehr von ihm gehört hatte. Da alle Nachforschungen vergebens gewesen waren und Niemand von dem Verunglückten Kunde bringen konnte, hatten die Gerichte dem jüngern Bruder das sehr bedeutende Vermögen des älteren zugesprochen, jedoch unter der Bedingung, daß er es ihm ungeschmälert zurück geben müßte, wenn er je wieder zurückkehren sollte.

Karl blieb bei der überraschenden Scene des Wiedererkennens wie versteinert stehen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Und in der That, war auch dieses Zusammentreffen, so höchst wunderbar, die Ueberraschung von allen Seiten so ganz unvorbereitet, daß man sich auch mit der lebhaftesten Einbildungskraft keinen Begriff

von den Empfindungen jener drei Personen in diesem Augenblick wird machen können. Hier ist es, wo jede Sprache aufhört jede Schilderung nichts als ein unbelebter tenriß ist. Welche Erörterungen es da gab, wie viel man zu fragen und beantworten hatte, auf welche freudige, aber auch auf welche wehmüthige Rückerinnerungen man da stieß: das alles, meine guten Kinder, mag ich euch nicht erzählen. Wer sich recht lebhaft in die Lage der drei Glücklichen versetzt, kann es sich leicht ergänzen.

Der jüngere Edmund eilte nun sogleich zu dem Herrn seines Bruders und erlangte, da er keinen Preis zu hoch fand, dessen Freiheit sehr leicht. Wie lieblich klang dem ehrwürdigen Alten das Wort: Freiheit! Sechszehn Jahre lang hatte er die Fesseln der Knechtschaft getragen und jede Hoffnung, den Tag der Freiheit wieder zu begrüßen, aufgegeben; und nun mit einemmal ging ihm ein so schönes neues Leben auf. Aber nach England wollte er seinem Bruder nicht folgen, sondern da bleiben, wo die Ueberreste seines theuren Weibes ruheten. Wenn

dann einst die Quelle des Lebens in ihm versiegt war, so ollte sein Leichnam neben dem der Entschla[illegible]. So dringend ihn auch sein Bruder [illegible]esen Entschluß aufzugeben, so beharrte er doch fest darauf.

Es wurde also beschlossen, einen Theil von Edmunds Vermögen zum Ankauf des Waldes, worin sich der Grabhügel befand, anzuwenden, ein schönes Haus, und hinter demselben einen kleinen Garten anzulegen. Karl blieb in Tunis zurück, um dort unter der Leitung eines erfahrnen Buchhalters, in Verbindung mit seinem Onkel, eine Handlung anzulegen. So hatte er Gelegenheit, seinen guten Vater täglich zu sehen und zu sprechen. Der jüngere Edmund aber kam alljährlich auf einige Wochen zum Besuch nach Tunis, bis endlich sein älterer Bruder der Natur ihren Tribut bezahlte, und seine Hülle dem Schooß der Erde übergeben wurde. Da ging auch Karl wieder nach Europa zurück, übernahm die Handlung seines Onkels und wurde ein sehr geachteter und reicher Mann.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spieker, Christian Wilhelm,

Vater Hellwig unter seinen Kindern zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung in Familien

Bd.: 2

Nürnberg 1809

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.437(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301573-2